

**Zeitschrift:** Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde  
**Herausgeber:** Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel  
**Band:** 69 (1969)  
  
**Kapitel:** D: Plangrabungen  
**Autor:** [s.n.]

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 12.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Gewölbe des Aubächleins, das nachzugeben begann, da es aus dem wenig dauerhaften Wiesentäler Sandstein angefertigt war. Um so erstaunlicher bleibt, daß ein solches Gewölblein von 35 bis 45 cm Kranzstärke, den enormen Belastungen und Erschütterungen des modernen Straßenverkehrs während Jahrzehnten standzuhalten vermochte. Bis zur Jahrhundertwende soll das Aubächlein bis zur Baselstraße freigelegen haben.

### *D. Plangrabungen*

#### *Sondierschnitt im Münster*

Der Kantonsarchäologe erhielt vom Münster-Baumeister, Th. A. Beck, den Auftrag, die Fundamente eines Langhauspfeilers zu untersuchen. Der Sondierschnitt wurde unmittelbar westlich des zweiten Langhauspfeilers angelegt und erstreckte sich über die ganze Breite des innern südlichen Seitenschiffes. Der Schnitt lag also gleichsam in der Verlängerung der Rittergasse. Diese Stelle wurde nicht ohne Absicht gewählt. Schon 1949 hatten R. Laur-Belart und R. Fellmann das äussere südliche Seitenschiff in einem Längsschnitt von Pfeiler 1–4 untersucht. Dabei stießen sie auf eine mehr als halbmetermächtige Kiesschotterauflage, die R. Fellmann als römisches Straßenbett deutete<sup>17</sup>, zumal sich bei Pfeiler 1 der dafür charakteristische seitliche Graben feststellen ließ. Bei dieser Deutung blieben zwei Dinge unberücksichtigt, nämlich daß sich die Schotterung über die ganze Länge des Schnittes, d. h. über mehr als 14 m nach Osten hin verfolgen ließ, und ferner, daß die oberen Schotterlagen sich über den Graben hinweg nach Westen zogen. Dieser letztere Umstand könnte allenfalls noch mit einer Verlagerung des Straßenstrasses nach Westen hin erklärt werden; der erstere mit der Vermutung, der Längsschnitt von 1949 sei zufällig in ein Quersträßlein zu liegen gekommen. Soweit es sich anhand der vorzüglichen Zeichnung von M. Kindhauser beurteilen läßt<sup>18</sup>, dürfte es sich wegen der enormen Breite eher um einen geschotterten Platz als um eine Straße handeln.

Der Schnitt 1968 wurde absichtlich im Bereich dieses sogenannten römischen Straßenkörpers angelegt, um zu verhindern, daß durch unseren Eingriff größere zusammenhängende Siedlungsspuren in

<sup>17</sup> Fellmann R., Basel in römischer Zeit, Monographien zur Ur- und Frühgeschichte 10, 1955, 18.

<sup>18</sup> Institut für Ur- und Frühgeschichte der Schweiz: Plan E 1010, 49.

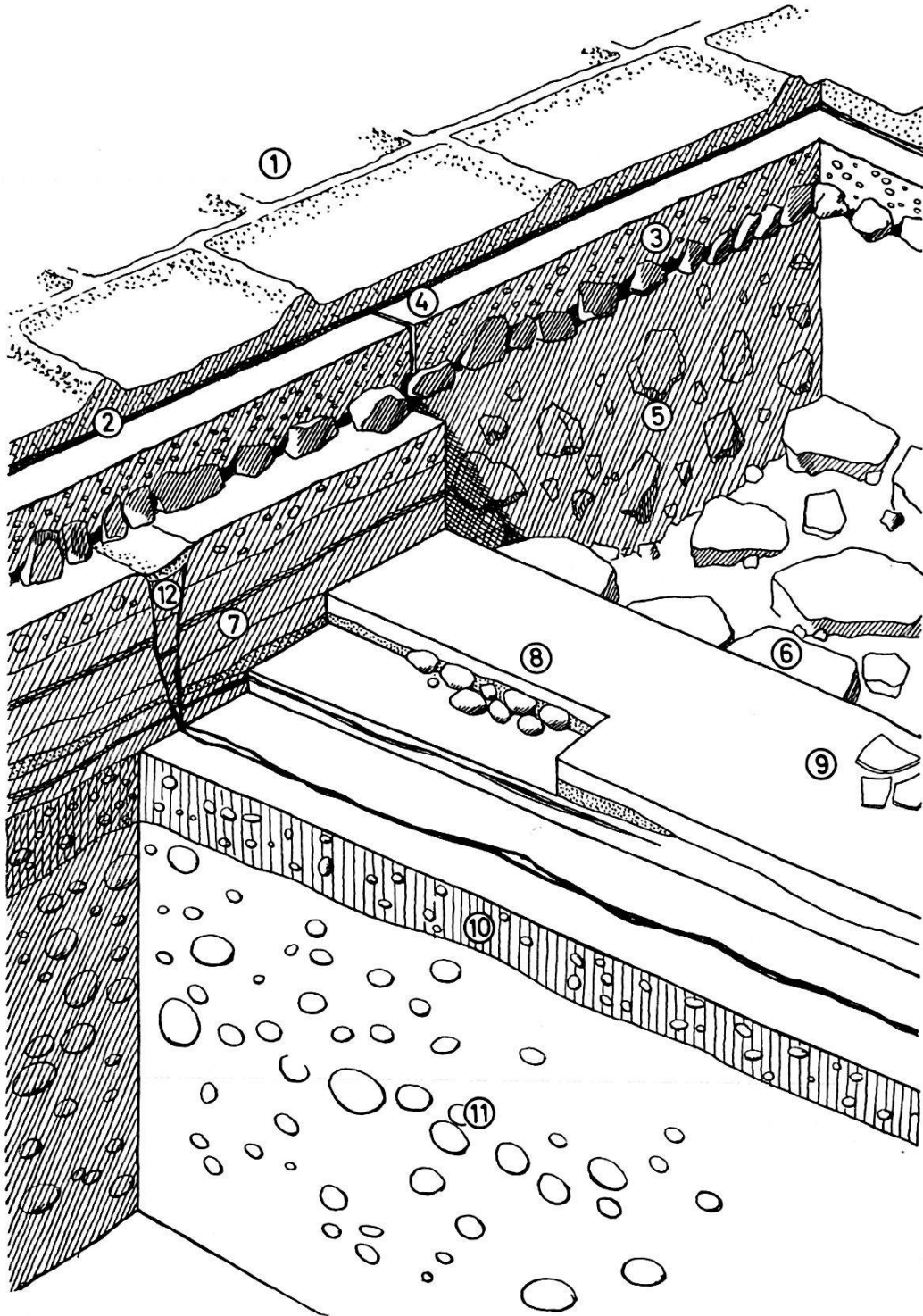


Abb. 4. Münster-Sondierschnitt: Blick vom südlichen Seitenschiff gegen Nordwesten neben dem zweiten Mittelschiffpfeiler vorbei. 1 = Mörtelbett, in dem der Sandsteinplattenbelag verlegt war; 2 = graue, pudrige Schmutzschicht; 3 = Mörtelboden, wahrscheinlich der ursprüngliche Boden des spätromanischen Münsters; 4 = Dilatationsfuge des Mörtelbodens 3, liegt genau über dem Fundamentriegel; 5, 6 = Fundamentriegel: 5 = loser Einfüllschutt, 6 = geschichtete Steine in der unteren Randzone, dazwischen lose Einfüllung; 7 = feine Lehmschichten mit teils sandigen, teils aschehaltigen Horizonten; 8 = Feuerstelle in den Schichten 7 eingebettet; 9 = Scherbennest in einer Lehm-schicht, die die Herdstelle 8 überlagert; 10 = schwärzlich kieshaltige Schicht; 11 = Steinbett mit zum Teil groben Kieswacken; 12 = eingebrochener Spalt, den wir vermutungs-weise als Erdbebenriß deuten möchten. Gezeichnet von R. Moosbrugger-Leu.

Mitleidenschaft gezogen, d. h. unterbrochen würden, und um den gestellten Auftrag möglichst rasch durchführen zu können.

*Grabungsbefund:* Die Balken des heutigen Bretterbodens lagen direkt im Bauschutt der Restaurationsarbeiten des vergangenen Jahrhunderts. Unmittelbar darunter kam ein Mörtelbett zum Vorschein (Abb. 4.1 und Tafel 2). Anhand der Abdrücke konnte festgestellt werden, daß darauf *Sandsteinplatten*, und zwar in Querreihen von 35–40 cm Breite, verlegt waren. In der Länge maßen die Platten zwischen 50 und 60 cm. Dieser Sandsteinplattenboden muß sehr lange bestanden haben, denn sein Mörtelbett wies an verschiedenen Stellen deutliche Spuren von Ausflickungen auf.

Zu unserer großen Überraschung kam unter diesem Mörtelfladen ein eigentlicher *Mörtelboden* zum Vorschein (Abb. 4.3). Der obere Mörtelfladen ließ sich relativ leicht abheben, da eine Schmutzschicht (Abb. 4.2) – die gegen die Kante der Seitenschiffmauer hin bis 4 cm anstieg – verhinderte, daß er mit dem darunterliegenden Mörtelboden binden konnte. Es macht den Anschein, als handle es sich bei dem Mörtelboden um den ursprünglichen Belag des spätromanischen Münsters. Der Sandsteinplattenboden wäre demnach jüngeren Datums. Doch wäre es vermessen, anhand des Befundes in unserem Sondierschnitt schon jetzt eine feste Aussage machen zu wollen. Denn eigentliche direkte Anschlußstellen an Pfeilerbasen, die allein sicheren Aufschluß geben könnten, wurden nicht berührt. Für unsere Vermutung spricht heute lediglich der Umstand, daß dieser Mörtelboden genau über der Außenkante des Fundamentriegels der Mittelschiffpfeiler eine Werkfuge aufwies, die gleichzeitig als Dilatationsfuge gewirkt haben dürfte (Abb. 4.4). Zwischen Pfeiler 1 und 2 muß das Anschlagbrett eingespannt gewesen sein, auf dem beim Glattziehen des Mörtelbodens das Nivellierbrett bewegt wurde. Nach dem Detailbefund wurde der Boden des Mittelschiffes vor jenem des Seitenschiffes eingezogen.

Der Mörtelboden fand sich auf der ganzen Breite des südlichen Seitenschiffes. Angeregt durch diesen Befund führten wir im Querhaus eine kleine Nachgrabung durch. Im Winkel des südlichen Querschiffes, beim Pfeilerbündel Ecke Galluskapelle-Chorumgang, wurden einige Sandsteinplatten weggehoben. Unter ihrem Mörtelbett konnte ebenfalls noch ein Rest des alten Mörtelbodens freigelegt werden, der an die spätromanischen Pfeilersockel anschließt, wobei die beiden Mörtelschichten wiederum durch eine mehrere Zentimeter starke, graue, pudrige Staubschmutzschicht getrennt waren. Dieser Befund macht es unwahrscheinlich, daß dieser Mörtelboden zu einem Vorgängerbau des romanischen Münsters gehört.

Wenn wir anhand dieser wenigen und dürftigen Anhaltspunkte



trotzdem die Vermutung wagen, es handle sich bei diesem Mörtelboden um den des romanischen Münsters, so nicht zuletzt wegen des Befundes in St. Leonhard, dessen romanische Anlage im 11. Jahrhundert ebenfalls einen einfachen schlichten Mörtelboden von gleicher Konstruktion besaß<sup>19</sup>.

Gegen den zweiten Pfeiler des Mittelschiffes zu ließ sich im Mörtelboden eine *Einflickung* ablesen. Sie war an den da und dort leicht aus dem Mörtel herausragenden Kalkbruchsteinen zu erkennen. Zuerst dachten wir an ein verstärktes Altar- oder Kanzelfundament; doch stellte es sich später heraus, daß es sich um eine echte Flickstelle handelte, denn es fand sich darunter eine seitliche Pfeilerverstärkung, die gleich einem Klotz von Süden her an das Pfeilerfundament, d. h. an den Fundamentriegel, angeschoben war. Dieser Klotz hatte ganz offensichtlich den Seitenschub aufzunehmen; denn die südliche Lücke zwischen Fundamentgrube und seinen Sandsteinquadern war mit Mörtelresten dicht gestopft, während die westliche Lücke hohl lag oder höchstens durch herausquellenden Fugenmörtel partiell geschlossen war.

Einige Überraschung bot der *Fundamentriegel* der Mittelschiffarkaden (Abb. 4. 5, 6). Er zog in der bei romanischen Bauten unserer Gegend üblichen Weise längs unter den Pfeilern durch, bestand aber nicht, wie erwartet, aus festem Mauerwerk, sondern aus lose eingeworfenen Steinen und staubigem Mörtelmehl (5). Einzig in der Randzone waren die Steine einigermaßen geschichtet. Das Ganze wirkte also eher wie eine geplünderte Fundamentgrube mit Einfüllschutt, mit dem einzigen Unterschied, daß sich darin auch Steine bis zu 60 cm Länge fanden. Diese lose Bauweise brachte es mit sich, daß die gestellte Aufgabe – Abklärung der Fundamenttiefe und -beschaffenheit der Mittelschiffpfeiler – nicht erfüllt werden konnte, denn sie machte das Einhalten eines Sicherheitsabstandes notwendig<sup>20</sup>.

An der angegrabenen Stelle lag die Sohle des Fundamentriegels nahezu zwei Meter unter dem heutigen Kirchenboden. Auch in den untersten Lagen fanden sich nur lose rinnender Mörtelstaub und nirgends festere Mauerpartien.

Südlich des Fundamentriegels lag der Mörtelboden unmittelbar auf *römerzeitlichen Siedlungsschichten* (Abb. 4.7). Sie bestanden aus feinen Lehmschichten, die eine Herdstelle überdeckten. Bei der Herdstelle handelte es sich um eine Lage eigroßer Rollkiesel, die in Sand

<sup>19</sup> Moosbrugger-Leu R., Die Ausgrabungen in der St. Leonhardskirche zu Basel: Der archäologische Befund, BZ 68, 1968, 32 Tafel 12 unten.

<sup>20</sup> Herrn E. Soldan, vom Ingenieurbüro Gruner, sei an dieser Stelle für seine Überwachung und technische Betreuung bestens gedankt.

gebettet und von hartgebranntem Lehm überzogen waren (Abb. 4.8 und Tafel 2 links). In ihrem Umkreis fanden sich graue Ascheschichten mit vielen Holzkohlestückchen und ein größeres Scherbennest (Abb. 4.9). Diese Siedlungsspuren waren im Mittel 35 cm mächtig und lagen ihrerseits auf einer 15 cm starken schwarzerdigen Schicht (Abb. 4.10) mit Knocheneinschlüssen, etwas Keramik und einzelnen stark verrosteten Eisenklumpen. Darunter kam dann, wie erwartet, die 60 cm starke Kiesaufschüttung des sogenannten römischen *Straßenbettes*, in dem sich immer wieder vereinzelt Knochen und Rostklumpen fanden (Abb. 4.11).

Beim Bestimmen der *Keramik* aus den darüberliegenden Siedlungsschichten – *Herdstelle und Scherbennest* – stellte sich heraus, daß es sich ausschließlich um frühromische Ware handelte, zum Teil sogar durchmischt mit Stücken spätgallischer Tradition. Nach diesem Befund zu urteilen, wäre die darunterliegende Kiesschüttung spätestens in frühromische Zeit datiert. Der Umstand, daß sämtliche Knochen, die im Bereich dieser Kiesschüttung zutage traten, zwar zerbrochen oder aufgeschlagen, niemals aber gerundet waren, wie man es eigentlich im Bereich einer wagenbefahrenen Straße erwarten sollte, läßt die Deutung als Straßenkörper ebenfalls fragwürdig erscheinen. Hierzu ist auf die speziellen Untersuchungen von Frau Prof. E. Schmid in der Festschrift A. Bühler, Basel 1965, zu verweisen.

Es hieße jedoch den Befund überbewerten, wollte man anhand der räumlich eng begrenzten Beobachtungen – es konnten in unserem Sondierschnitt lediglich zirka drei Quadratmeter dieser Kiesschüttung untersucht werden – schon feste Aussagen über die zeitliche Stellung und den Zweck der Kiesschüttung machen <sup>21</sup>. Endgültigen Aufschluß können nur größere Flächengrabungen bringen. Immerhin lieferte der Sondierschnitt einige Anhaltspunkte dafür, daß die Dinge wahrscheinlich nicht so einfach liegen, wie bisher angenommen wurde.

Zu den Knochenfunden führt Frau Prof. E. Schmid aus:

«Während der Grabung sind insgesamt 481 Knochenfragmente geborgen worden. Davon mußten 280 Stück als unbestimmbar ausgeschieden werden, weil an kleinen Bruchstücken von größeren Knochen die Tierart nicht erkannt werden konnte. Die folgende Tabelle gibt einen schönen Überblick über die Funde:

<sup>21</sup> Fellmann R. (vergleiche Anm. 17), 1955, 19 nennt aus dem «Straßengraben» Keramik aus claudischer Zeit und eine Reibplatte aus Ölschiefer. Nach dem vorhandenen Fundkatalog stammt lediglich die Reibplatte aus dem Graben, die Keramik hingegen soll aus dem Straßenbett kommen.

Fundlage vergleiche Abbildung 4	Anzahl	Unbestimmt	Rind	Schwein	Schaf/Ziege	Pferd	Hund	Huhn	Hirsch	Reh
Schicht 7	52	31	6	10	5	—	—	—	—	—
Herdstelle 8	40	25	7	8	—	—	—	—	—	—
Schicht 10	325	196	29	63	29	1	—	4	2	1
Schicht 11	64	28	24	5	6	—	1	—	—	—

Unter dem Material «auf dem Schotterkörper» (10) befand sich zudem das Bruchstück einer Süßwasser-Muschel.

Für eine statistische Auswertung reicht das Knochenmaterial nicht aus. Immerhin zeigt die Zusammenstellung, daß in dem sehr begrenzten Bereich der Ausgrabung in der Schicht (10) «über dem Schotterkörper» ein auffallend hoher Anteil an Knochen enthalten war. Hier auch ist ein üppigerer Speisezettel erkennbar durch die Huhnreste, die Knochen von Jagdtieren sowie die Muschel.

Die Anwesenheit vom Hund zeigt sich nicht nur in dem einen Knochen, sondern auch an den Bißspuren, die vor allem an den Gelenkteilen der Knochen häufig sind.» Soweit Frau Prof. E. Schmid.

Der Bericht wäre unvollständig, würde nicht noch der Bodenriß Erwähnung finden (Abb. 4.12), der in einem Abstand von 60 cm parallel zum Fundamentriegel der Mittelschiffpfeiler verläuft und den wir vermutungsweise als *Erdbebenriß* deuten möchten, eine Deutung, die auch von seiten der Geologen als durchaus erwägenswert erachtet wurde (Tafel 2 rechts). In den oberen Partien sah der Spalt wie ein Grabenbruch en miniature aus. Dieser Eindruck wurde noch dadurch verstärkt, daß es sich um die feinen Schichtungen der Herdstelle handelte, die durchschnitten wurden. Damit erwies sich der Riß gleichzeitig auch als jünger. Auf der anderen Seite konnte er wiederum nicht durch das Erdbeben von 1356 verursacht sein; denn der darüberliegende Mörtelboden – in dem wir ja den Boden zum spätromanischen Münster von 1185 vermuten – war dadurch nicht

Zur gelochten Reibplatte bemerkt Fellmann R. 1955, 124 (Tafel 20.6), daß es sich um ein Unikum handle, zu dem sich aus römischen Schichten keine direkten Parallelen nachweisen lassen. Sie kann deshalb zur Datierungsfrage nur mit allergrößter Zurückhaltung herangezogen werden. – Bei unserer Sondiergrabung haben wir im «Straßenkörper» nur Knochen und Eisenstücke gefunden, aber keinerlei Keramik; solche konnten wir nur in der schwärzlichen Schicht über dem Straßenbett und dann vor allem in den darüberliegenden Lehmschichten feststellen.

in Mitleidenschaft gezogen worden. Nach diesem Befund müßte also Basel schon vor 1356 von starken Erdbeben heimgesucht worden sein. Tatsächlich sind solche Katastrophen für den 12. Mai 1021 und das Jahr 1098 überliefert<sup>22</sup>.

Beim Erdbeben von 1021 soll auch das Münster eingestürzt sein. Solche Überlieferungen sind nicht streng wörtlich aufzufassen; sie besagen zunächst lediglich, daß gewisse Partien einstürzten. Am ehesten ist wie beim Erdbeben von 1356 an Deckengewölbe oder Türme zu denken. Sofern überhaupt erwähnt, fristet diese doch bemerkenswerte Nachricht in der Fachliteratur ein recht kümmerliches Dasein; meist ist sie in den Anmerkungsapparat verbannt. K. Stehlin tut sie in zwei Sätzen ab<sup>23</sup>: «Stumpf, Schweizer Chronik (1548) Buch II Kap. 21. Dieser spricht von einer angeblichen Zerstörung des Münsters durch ein Erdbeben am 12. Mai 1021. Im Buch XII Kap. 24 setzt er aber die Weihung der Kirche trotzdem ins Jahr 1019.» Eine Erklärung für das «aber» und «trotzdem» bleibt aus. Die Formulierung erweckt den Anschein, als bestünde zwischen den beiden Nachrichten ein innerer logischer Widerspruch, in dem Sinne, als schließe das Weihedatum 1019 an sich die Möglichkeit eines Erdbebens im Jahre 1021 aus. Liegen keine anderen triftigen Gründe vor, die Zweifel an dem überlieferten Datum von 1021 aufkommen lassen, so besagen die beiden Nachrichten nichts anderes, als daß das Heinrichsmünster von 1019 nach kaum zwei Jahren durch ein Erdbeben zerstört, beziehungsweise arg in Mitleidenschaft gezogen wurde. In dem Falle müßte ernsthaft überprüft werden, ob die untere Partie des Georgsturmes tatsächlich ein Restbestand des Heinrichsbau von 1019 ist, oder ob es sich nicht um Elemente eines Wiederaufbaues nach 1021 handelt. In diesem Zusammenhang ist auf die Untersuchungen der Westfassadenfundamente von 1966 hinzuweisen. Der damalige Befund hatte mit aller Deutlichkeit gezeigt, daß die Fundamente nicht vom Heinrichsbau stammen, sondern wesentlich älter sind. Hinzu kam des weitern, daß beim Georgsturm das Fundament eine Ausflickung mit hellbraunen Sandsteinen aufwies<sup>24</sup>. Diese Sandsteine unterscheiden sich von jenen des aufgehenden Turmes in Qualität, Farbe und Bearbeitung und dürften somit die Frage

<sup>22</sup> Rothé J. P. und Schneider G., *Catalogue des tremblements de terre du Fossé Rhénan (1021–1965)*, Institut de Physique du Globe de Strasbourg et Landeserdbebendienst Baden-Württemberg, Stuttgart 1968, 1. Den Literaturhinweis verdanke ich Herrn Dr. L. Hauber.

Zum Erdbeben vom 12. Mai 1021 führt der Katalog noch an: *Cathédrale effondrée à Bale, édifices renversées, vaste extension.*

<sup>23</sup> Stehlin K., *Baugeschichte des Basler Münsters*, Basel 1895, 4 Anm. 4.

<sup>24</sup> BZ 66, 1966, XXIX und Abb. 7 (269.76, 269.13).



zulassen, ob nicht diese Fundamentergänzungen die Reste des eigentlichen Heinrichsmünsters sind und das aufgehende Mauerwerk des Georgsturmes Teile eines Nachfolgebaues<sup>25</sup>.

### *Grabung auf dem Areal des ehemaligen Augustinerklosters*

Das Naturhistorische Museum an der Augustinergasse soll im Innenhof für seine Kulturgüter einen viergeschossigen Schutzkeller erhalten. Dieses Bauvorhaben bot Gelegenheit, auf dem Münsterhügel eine Fläche von 700 m<sup>2</sup> archäologisch zu untersuchen, die von modernen Eingriffen nur wenig berührt war, so daß die Voraussetzungen für eine Grabung denkbar günstig waren. Zudem lag die Untersuchungsfläche in einem Abschnitt des Münsterhügels, in dem bisher noch keine zusammenhängenden Flächengrabungen stattgefunden hatten. Archäologisch gesehen, handelte es sich also um eine «terra incognita», was die ganze Sache besonders spannend machte, um so mehr als ja die Frage, ob das spätrömische Kastell den ganzen Münsterhügel oder nur das weitere Gebiet des Münsterplatzes belegte, noch nicht klar beantwortet ist. Ein direkter Beitrag zu diesem Problem konnte allerdings von der Grabung im Hof des Naturhistorischen Museums nicht erwartet werden, da die kritische Stelle etwas

<sup>25</sup> Reinhardt H., Bemerkungen zur goldenen Altartafel und ein wiedergefundenes Stück des Basler Münsterschatzes: das große silberne Rauchfaß, Jahresbericht des Historischen Museums Basel 1962, 31. In seiner Untersuchung über die goldene Altartafel greift H. Reinhardt ein ganz ähnliches Problem auf, indem er die Frage stellt, ob Heinrich II. überhaupt der Schenker sei, oder ob nicht viel eher an Heinrich III. zu denken sei. Er verweist dabei auf die Untersuchungen von H. G. Wackernagel und hebt den Umstand hervor, daß 1041 Kaiser Heinrich III. das Bistum Basel «allzu ärmlich und kümmerlich» angetroffen habe. Wörtlich führt er S. 37 auf: «Forscht man jedoch im Vorrat der Urkunden, die uns überliefert sind, so entdeckt man mit Überraschung, daß sich in Wirklichkeit Heinrich III. weit mehr um das Basler Bistum verdient gemacht hat als Heinrich II. Sind später in Basel die beiden Kaiser durcheinandergebracht und aus Gründen kultischer Verehrung die Wohltaten, die man in der Hauptsache Heinrich III. verdankte, auf den 1146 heilig gesprochenen Heinrich II. übertragen worden? . . .» Ich möchte meinen, daß sich nach den jüngsten Beobachtungen auch für die Baugeschichte die Indizien im gleichen Sinne zu verdichten beginnen. Es zeigt sich wieder einmal mehr, daß die Probleme nicht einzeln angegangen werden sollten, sondern stets aus der Gesamtschau. Ich danke Herrn Prof. H. Reinhardt für sein Interesse und die, wenn auch kurzen, so doch fruchtbaren Diskussionen. Sinn und Zweck dieses Exkurses ist nicht das Bestreben, den beobachteten Bodenriß unbedingt mit dem Erdbeben von 1021 in Verbindung zu bringen, sondern lediglich, die Aufmerksamkeit der Kunsthistoriker auf diese etwas in Vergessenheit geratene Nachricht zu lenken.



weiter südöstlich liegt. Trotzdem durften Aufschlüsse zur frühen Besiedlung des Münsterhügels in dieser oder jener Hinsicht erwartet werden.

Tatsächlich wurden diese Erwartungen auch nicht enttäuscht. Erstmals wurde eine Abfallgrube freigelegt, die nur Spätlatène-Ware ohne römerzeitliche Beifunde enthielt (Grube 19)<sup>26</sup>, zudem ein Pfostenhaus, dessen zeitliche Stellung noch nicht genau ermittelt ist, das aber ebenfalls sehr früh angesetzt werden muß (A). Ferner konnten wenigstens noch die Grundmauern eines großen römischen Gebäudes freigelegt werden (B), des größten bisher auf dem Münsterhügel gefundenen. Der eigentliche Gewinn dieser Grabung liegt aber nicht im Bereich der Frühgeschichte, sondern in der Erweiterung und Bereicherung unserer Kenntnisse über das Mittelalter. Einmal lieferte die Grabung neuartige Aufschlüsse in baulicher Hinsicht (es sind die zahlreichen Keller), zum andern wertvolle Anhaltspunkte zur Datierung der mittelalterlichen Keramik. Insofern sind diese Funde nicht nur für die Lokalgeschichte von Bedeutung, sondern darüber hinaus für die Mittelalterforschung ganz allgemein. Doch darf deswegen nicht zu erwähnen vergessen werden, daß diese Untersuchungen auch endlich sichern Aufschluß über Gestalt und Aussehen der Augustinerkirche brachten.

Der vorliegende Bericht soll nur einen ersten Überblick über die Grabungsergebnisse bieten. Ein endgültiger Bericht wird erst nach der Aufarbeitung der Kleinfunde möglich sein; dieser Vorbehalt gilt besonders für die Frühzeit. Wir beschränken uns deshalb gerade dort auf das Allernotwendigste und konzentrieren uns mehr auf das Mittelalter.

### *Die Augustinerkirche*

Nach Angabe der verschiedenen Chronisten kamen die Augustiner anno 1276 nach Basel<sup>27</sup>. Für unsere stadtgeschichtlichen Probleme ist Wurstisen am aufschlußreichsten, erwähnt er doch, daß die Augustiner dort Kloster und Kirche zu errichten begannen, «da zuvor beyneben anderen die Crafftne ihr Wohnung gehept»<sup>28</sup>. Mit

<sup>26</sup> Die in Klammern eingeschobenen Hinweise beziehen sich auf den beigelegten Faltplan und Tafel 3.

<sup>27</sup> Baer C. H., KDM Basel-Stadt 3, 1941, 168 Anm. 1.

<sup>28</sup> Bei den «Crafftne» handelt es sich um ein altes Adelsgeschlecht, das aber schon relativ früh abging. Eingangs der Augustinergasse, ehemals Spiegelgasse, stand «Kraftos Tor». (Vergleiche C auf dem Plan des Münsterhügels bei Berger L., Spätträmisches Castrum und bischöflicher Immunitätsbezirk in Basel, BZ 65, 1965, 159.)

andern Worten: das Areal, auf dem das Augustinerkloster entstand, wies bereits eine ältere Überbauung auf.

Die Vermutungen von C. H. Baer zur ersten Klosteranlage fanden sich weitgehend bestätigt. Er schrieb:

«Jedenfalls standen Kirche und Klösterlein, beide anfangs von nur bescheidenen Abmessungen, an dem Teil der Martinsgasse, der bei der Einmündung des Stapfelbergs im rechten Winkel nach der Augustinergasse, damals Spiegelgasse, abbiegt, und zwar die Kirche als schmaler langer Baublock mit ungefähr ostwärts gerichtetem Chor an der Spiegelgasse, das Klösterlein im Westen nordsüdwärts daran angeschlossen.» Einzig seine Äußerung zur Größe der damaligen Anlage bedarf einer Retusche. Kirche und Kloster belegten schon von Anfang an eine Straßenfront von mindestens 60 m. Von «bescheidenen Abmessungen» kann daher kaum gesprochen werden, sondern höchstens von «bescheideneren» im Verhältnis zur späteren Ausdehnung.

Bei der Kirche von 1276 handelte es sich bereits um eine zweischiffige Anlage. Gefunden wurden die südliche Langhausmauer (F), beideren Südwestecken noch ein älterer Mauerrest (E) mit eingeschlossen war, die Grundmauer der Westwand und die Fundamentklötze der Langhauspfeiler (G). Auf den Besucher muß aber das Langhaus nicht als eine zweischiffige Halle gewirkt haben, sondern eher wie ein Hauptschiff mit einseitig südlichem Seitenschiff, nicht so sehr darum, weil letzteres zum Chor räumlich keine Verbindung besaß, sondern weil es mit seinen 7 m lichter Breite gegenüber dem Hauptschiff von 10 m Breite wesentlich zurücktrat.

Im Westen schlossen die Klostergebäulichkeiten unmittelbar an die Kirche an, denen Keller 6 (H) zuzurechnen ist. Ob die beiden Mauerfragmente P ebenfalls noch dazugehören, steht nicht fest, da sie nach allen Seiten hin abgehängt waren, doch möchte man es wegen des strengen Bezuges auf die Westwand der Kirche annehmen.

Obwohl keine direkten Nachrichten vorliegen, hat schon C. H. Baer angenommen, daß nach dem großen Erdbeben von 1356 ein Neubau notwendig wurde<sup>29</sup>, der spätestens 1396/97 abgeschlossen war.

In der Zwischenzeit hatten die Augustiner dank verschiedener Schenkungen und durch Ankauf benachbarter Häuser ihr Klosterareal arrondiert. So war es ihnen um 1340 möglich, die ganze Kloster-

<sup>29</sup> Baer C. H., KDM Basel-Stadt 3, 1941, 174. Mit dem Umbau des Klosters wurde wahrscheinlich schon in den Vierzigerjahren des 14. Jahrhunderts begonnen. Möglicherweise bestand auch schon damals der Plan zur Vergrößerung der Kirche.

anlage neu zu konzipieren. Sie verlegten die Klostergebäulichkeiten an die Spiegelgasse, die heutige Augustinergasse. Dadurch wurde der alte Platz bei der Einmündung des Stapfelberges in die Martinsgasse frei für eine Verlängerung des Langhauses (J). Hingegen blieb es bei dessen Zweischiffigkeit. Die Langhauspfeiler dieses Baues stecken noch heute vermauert in der Südwand des nördlichen Museumstraktes, doch hatte die Verlängerung des Kirchenschiffes eine leichte Verschiebung des Pfeilerrhythmus zur Folge. Pfeiler 4 – von Westen gegen den Chor hin gezählt – steht noch auf dem Fundamentsockel seines Vorgängers (G<sup>3</sup>). Pfeiler 3 (L<sup>3</sup>) steht zur Hälfte auf dem Sockel seines Vorgängers (G<sup>2</sup>), zur Hälfte auf einem angestückten Klotz. Bei Pfeiler 2 (L<sup>2</sup>) konnte die alte Fundamentierung (G<sup>1</sup>) nicht mehr genutzt werden, da er bereits westlich davor zu stehen kam. Der Fundamentklotz zu Pfeiler 1 (L<sup>1</sup>) liegt bereits außerhalb, d. h. unmittelbar vor dem ehemaligen Westabschluß. In seinem Bereich sind Wand und Boden von Keller 6 ausgebrochen, wodurch dieser als der ältere Teil gekennzeichnet ist. Auf der Flucht der Pfeilerreihe findet sich vor der Westwand eine Längsmauer (K) eingezogen, ähnlich wie in der St. Leonhardskirche<sup>30</sup>. Diese eingezogenen Mauern haben den Schub der Arkaden und Gewölbe<sup>31</sup> aufzunehmen, es handelt sich gleichsam um ins Innere verlegte Strebepfeiler.

Im südlichen Seitenschiff kam noch eine weitere Reihe von Fundamentklötzen zum Vorschein (M<sup>1-4</sup>). Sie korrespondierten mit den jüngeren Langhauspfeilern (L<sup>1-4</sup>) und waren offensichtlich die Substruktion zu einer Empore<sup>32</sup>, während die Postamente N am ehesten zu einem Lettner gehören dürften.

Von den dazugehörigen jüngeren Klosterbauten fanden sich abgesehen von einem Stück Backsteinboden (O) auf dem Untersuchungs Gelände keine weiteren Spuren; diese Gebäulichkeiten liegen samt und sonders unter dem Ost- und Südflügel des Museums<sup>33</sup>. Nicht genau zu deuten war das Stück Backsteinboden, das einen runden

<sup>30</sup> Moosbrugger-Leu R., Die Ausgrabungen in der St. Leonhardskirche zu Basel: Der archäologische Befund, BZ 68, 1968, 49 und Faltplan 2.V.

<sup>31</sup> Im Gegensatz zu St. Leonhard dürfte die Augustinerkirche eine flache Holzdecke besessen haben. Hiezu Baer C. H., KDM Basel-Stadt 3, 1941, 178.

<sup>32</sup> Dieser Einbau muß dem Kirchenraum eine spürbare Querorientierung gegeben haben, d. h. der Blick war weniger mehr auf den Chor als auf die Kanzel ausgerichtet. Ein typischer Zug für die Kirchen dieses Ordens. Es darf daher füglich angenommen werden, daß die Kanzel an der der Empore gegenüberliegenden Nordwand stand.

<sup>33</sup> Diesen Klostergebäulichkeiten sind wahrscheinlich die grün glasierten und figürlich verzierten Ofenkacheln aus der Mitte des 15. Jahrhunderts zuzuzählen, die 1963 an der Augustinergasse 2 gefunden wurden. BZ 63, 1963, XXVII.

Oberbau getragen haben muß. Darauf weisen nicht nur die Mörtelspuren hin, sondern auch etliche Backsteine, die sich in diesem Bereich fanden und die die Form von Ringsegmenten aufwiesen. Obwohl keine unmittelbaren Anhaltspunkte vorliegen, möchte ich annehmen, daß es sich um einen Brunnen handelte. Für einen runden Treppenturm, auch wenn er nur ein Stockwerk hoch gewesen wäre, erscheint mir der Unterbau doch zu schwach.

Mauerzug Q dürfte erst nach der Klosterzeit entstanden sein. Er zog über die Fundamente des römischen Gebäudes hinweg.

### *Die mittelalterlichen Keller*

Wie bereits im vorangegangenen Kapitel erwähnt, wird in einer der Nachrichten über die Niederlassung der Augustiner in Basel erwähnt, daß dieses Gebiet bereits früher überbaut war. Dabei fällt auf, daß in diesem Zusammenhang, auch bei den späteren Landerwerbungen und Schenkungen, sehr oft Adelsgeschlechter genannt werden. Spuren von eigentlichen Hausbauten fanden sich keine; nur die Keller haben die Zeiten überdauert.

Klammern wir zunächst Keller 6 aus, es ist der Klosterkeller von 1276, so wurden fünf Keller mit Steinwänden freigelegt. Der kleinste von ihnen maß im Licht 1,5 auf 2 m (Tafel 4 unten), der größte 3,2 auf 3,8 m. Selbst der größte erscheint, gemessen an den heutigen Kellern, die in der Regel die ganze Fläche des Hausgrundrisses einnehmen, als klein. Wir standen deshalb zunächst etwas ratlos vor diesen für uns neuartigen Objekten. Erst als wir bei Keller 1 den Boden erreichten, fing die Sache an sich zu klären. Alle fünf waren durchwegs sehr tiefgründig, der kleine Keller 5 sicher zweistöckig, denn in den Wänden fanden sich die Löcher für die Tragbalken zu einem Zwischenboden. Bei diesen engen Abmessungen dürfte der Einstieg über eine Leiter erfolgt sein<sup>34</sup>. Torfartige Moderschichten lieferten den Hinweis, daß der Boden mit Eichendielen belegt war. Darunter war der Kies durch die ausgelaugte Lohe grünlich verfärbt. Es fanden sich nirgends Schichten, die auf die Verwendung als Fäkaliengruben hingedeutet hätten<sup>35</sup>. Zum selben Ergebnis kam auch Frau Prof. E. Schmid, der wir einmal mehr für Rat und Tat zu danken haben.

<sup>34</sup> Auch in späteren Jahrhunderten erfolgte teilweise der Einstieg noch über Leitern. Selzer W., Die Ausgrabungen im Gebiet des ehemaligen Stiftes «Heilig Kreuz», Mainzer Zeitschrift 56/57, 1961/62, 135.

<sup>35</sup> Ich erlaube mir daher, diese Bauten als «Keller» anzusprechen. W. Selzer (vergleiche obige Anmerkung 34) 1961/62, 133 und 135 nennt solche Keller neutral «Raum» oder «Bau». Nach Abbildung 12 und der gegebenen Beschrei-



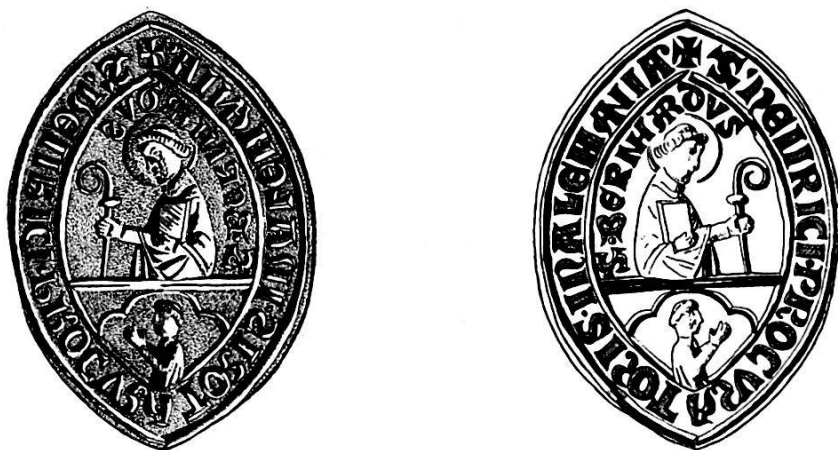


Abb. 5. Augustinergasse 2: Siegelpetschaft, gefunden im Einfüllschutt von Keller 3. Vergleiche Tafel 4 oben. Gezeichnet von R. Moosbrugger-Leu. Maßstab 1:1.

Die Kellersohlen waren das reinste Scherbeneldorado, mitunter fanden sich sogar ganz erhaltene Töpfe und Krüge (Tafel 4 unten). Unser Hauptaugenmerk galt den Kellern 2 und 3, denn diese lagen unter der Kirche des späten 13. Jahrhunderts. Damit war für die Keramik dieser beiden Keller ein klarer terminus ante gegeben. Handelte es sich bei den Fundamentklötzen P um Reste der ersten Klosteranlage, so trifft dies auch für das Fundgut aus Keller 5 zu. Dieser, durch die schriftliche Überlieferung gegebene, feste Zeitansatz 1276 wird aber zudem noch durch die Fundvergesellschaftung bestätigt. In Keller 3 fanden sich verstreut einige Glasscherben eines bemalten Bechers der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts<sup>36</sup> und ein

bung ist sein Raum 4 am ehesten unserem Keller 2 vergleichbar: Es sind nicht nur dieselben Dimensionen und die gleiche Bauweise, sondern auch die gleiche Zeitstellung für die Entstehung, nämlich das 11./12. Jahrhundert.

Mit dieser Deutung möchte ich die Möglichkeit nicht ausschließen, daß solche Keller später als Fäkaliengruben verwendet werden konnten. Zu diesem Thema vergleiche Nickel E., Eine mittelalterliche Fäkaliengrube in Magdeburg, *Prähistorische Zeitschrift* 37, 1959, 125. Ich frage mich jedoch, ob diese Grube – es handelt sich um eine runde Grube von 3,55 m Durchmesser und 5 m Tiefe – ursprünglich nicht ebenfalls als Keller gebaut und verwendet wurde. Für eine Fäkalien- oder Abfallgrube erscheint sie mir in der Bauweise zu aufwendig. Dieser Zweifel darf umso eher angemeldet werden, als ja die Errichtungszeit sich anhand des Fundgutes, zur Hauptsache aus dem 13. Jahrhundert, nicht ermitteln läßt, sondern nur die Endzeit.

<sup>36</sup> Weiss G., *Ullstein Gläserbuch: Eine Kultur- und Technikgeschichte des Glases*, Berlin 1966, 76f.: «Viele Gläser mit Emailmalerei wurden von den Kreuzrittern und Jerusalempilgern nach Europa gebracht... Damaskus war damals der Haupthandelsplatz.» Speziell mit dieser Gattung befaßt sich Lanum C. J., *Oriental glass of medieval date found in Sweden and the early history of lustre-painting*, *Kungl. vitterhets historie och antikvitets akademins handlingar* 50:1, 1941. Er setzt die ähnlichen Fragmente von Lund (Tafel 20.4) auf 1260–1290 an. Die Hinweise verdanke ich Herrn Dr. H. Lanz. – Bei dieser



spitzovales Siegelpetschaft (Abb. 5), zu der Herr cand. phil. H. Kälin folgendes ausführt:

«Der Siegelstempel besteht aus Bronze. Die Höhe des spitzovalen Feldes mißt 43 mm, die Breite 30 mm. Die Dicke der Platte beträgt 4 mm. An der Rückseite ist in der Mitte der oberen Hälfte eine kleine, 7 mm hohe Öse befestigt.

Das eingravierte Bild der spitzovalen Siegelfläche ist durch eine Doppellinie in ein oberes Feld mit zwei Dritteln und in ein unteres Drittel abgeteilt. Das Hauptfeld zeigt die im Profil nach rechts gewendete Halbfigur eines Mönchs, der durch die hinter seinem Rücken bis über den Kopf verlaufende Inschrift als «S · BERNHARDVS» gekennzeichnet ist. Das nimbierte, leicht geneigte Haupt trägt die Mönchstonsur. Die rechte Hand hält ein geschlossenes Buch, die linke unter dem Knauf einen gekrümmten Abtsstab. Unter der Doppellinie und einem flachen Kleeblattbogen steht im untern Drittel, wieder nach rechts gewendet, die Hüftfigur eines tonsurierten Mannes, der die Hände gefaltet auf Kinnhöhe erhoben hält, die Figur des Siegelbesitzers, der in der Umschrift genannt ist. Diese lautet: «+ S. HEINRICI · PROCURATORIS · IN ALEMANIA.» Der Schriftcharakter ist eine Unziale mit einzelnen der Quadrata ähnlichen Versalbuchstaben.

Das ausnehmend schöne Typar dieses geistlichen Siegels befindet sich in sehr gutem Erhaltungszustand.»

Soweit Herr H. Kälin, dem wir unsern freundlichen Dank aussprechen.

Da es sich bei der Keramik aus diesen Kellern unter der Augustinerkirche um einen jener raren, gut datierten mittelalterlichen Fundkomplexe handelt, erachteten wir es als unsere dringliche Aufgabe, einige Gefäße zusammenzusetzen, um ein möglichst geschlossenes Bild geben zu können. Dabei zeigte sich, daß Keller 2, 3, 4 und 5 Scherben lieferten, die zu gleichen Gefäßen gehörten. Mit andern Worten: die Keller wurden gleichzeitig eingeschüttet. Auch in Keller 4 kamen wiederum Scherben eines bemalten Glasbechers zum Vorschein (Tafel 5). Von den Randprofilen her gesehen, hinterläßt das Fundgut dieser Keller einen durchwegs einheitlichen Eindruck. Vom terminus 1276 ausgehend darf es als repräsentativ für die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts angesprochen werden, wobei die Frage des Weiterlebens dieser Typen offen bleiben muß<sup>37</sup>. Fast durchwegs

Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß im Kanton Graubünden in Sevgein (Seewis) ein ganz erhaltenes Glas dieser Art beim Öffnen des Altares zutage kam.

<sup>37</sup> Der Münztopf Nadelberg 8, Vergrabungszeit 1340 (BZ 66, 1966, XXI und Tafel I; Cahn E. B., Der Brakteatenfund vom «Schönen Haus» in Basel, Jah-

handelt es sich um graue, hartgebrannte Ware; aus Keller 5 liegt eine einzige glasierte Scherbe vor und aus Keller 3 ein Topf aus ziegelrotem Ton mit einem kreisrunden Loch im Boden und eingeglätteten Bändern auf der Schulter (Tafeln 9–15).

Zurück zu den Kellern. Die Innenschale ihrer Mauern war aus Kalkbruchsteinen hochgeführt, sparsam in Mörtel versetzt, hinterstopft mit Kieselwacken und Mörtel<sup>38</sup>. Sandsteine waren nur ganz vereinzelt zu beobachten. Am altertümlichsten wirkte Keller 2, hier handelte es sich um reines Trockenmauerwerk. Es erhebt sich die Frage, ob die tiefen Gruben C und D nördlich und südlich von Keller 2 noch ältere Kellertypen sind, deren Seitenwände mit Holz ausgeschachtet waren. Abgesehen von der Grünfärbung des anstehenden Kiesel, diesmal auch an den Seitenwänden, können dafür keine Argumente ins Feld geführt werden. Es könnte lediglich noch darauf hingewiesen werden, daß die «Grubenkeller» C und D zusammen mit den gemauerten Kellern 2 und 4 eine Straßenflucht markieren, die gleichsam die Martinsgasse verlängert, und daß anderseits die Keller 3, 5 und der Grubenkeller D einen querlaufenden Weg andeuten könnten, der unmittelbar südlich der späteren Langhausmauer der Augustinerkirche gelegen hätte<sup>39</sup>.

Diese Keller bereiteten den Bauleuten der Augustinerkirche etliche Mühen. Da die Südwestecke der Kirche just in den Bereich von Keller 3 zu liegen kam, überbrückten sie diese Stelle, um einseitige Absenkungen zu vermeiden (Tafel 4 oben). Dieser Keller muß damals noch offen gelegen sein; denn es wurden nicht nur fauler Mörtel

resbericht des Historischen Museums Basel 1966, 29) zeigt bereits eine wesentlich eleganter geschwungene und tiefer herabhängende Lippe. – Nun muß aber auffallen, daß sich ähnliche Profile, d. h. gleich weit herabhängende Lippen, schon bei großen Gefäßen aus unseren Kellern feststellen lassen. Diese würden somit jünger erscheinen als die kleinen Töpfe. Ich möchte meinen, daß die Lippenform im Verhältnis zur Größe des Gefäßes gesehen werden muß. Insofern hängen sie bei unsern großen Gefäßen eben nicht tief herab. Obwohl ich mit diesem Fundgut noch wenig vertraut bin, will mir scheinen, daß das Profil der Randlippe allein nicht als datierendes Element genommen werden kann, sondern in erster Linie ihr Verhältnis zur Größe des ganzen Gefäßes. Hinzu kommen selbstverständlich noch alle übrigen Kriterien, wie Materialbeschaffenheit, Technik etc. Vergleiche hierzu Lobbedey V., Untersuchungen mittelalterlicher Keramik, Arbeiten zur Frühmittelalterforschung Münster 3, 1968.

<sup>38</sup> Nach diesem Befund läßt sich auch abschätzen, daß es sich beim Mauerstück Eisengasse 17, gefunden am 3. August 1966, ebenfalls um Reste eines solchen Kellers handelte.

<sup>39</sup> Spuren von zugehörigen Hausbauten wurden nirgends gefunden. Ohne Gründe anführen zu können, möchte ich annehmen, daß die damalige Überbauung noch bäuerlich hofartig war. Die eigentlichen Wohnbauten sehe ich an der Augustinergasse gelegen. Die Keller lägen dann im Hinterhof, vielleicht überdeckt von einem Speicher.

hineingeleert, sondern es flogen auch die Reste des Vespers nach: Kirschensteine, Eierschalen und mancherlei Knochen, ein äußerst lebensvoll bewegtes Bild. Es zeugt für die große Sorgfalt dieser Handwerker, daß sie den Grubenkeller D, der schon wesentlich früher abgegangen war, bis auf den gewachsenen Kies aushoben, um das Fundament auf sichern Grund stellen zu können. Nach Erstellung des Kirchenfundamentes muß Keller 3 in einem raschen Arbeitsgang mit fast reinem Wandkies eingefüllt worden sein, wahrscheinlich Aushubmaterial aus den andern Fundamentgruben. Es fanden sich darin nur vereinzelte Scherbenchen, die naturgemäß meist älter waren als die zugeschüttete frühgotische Ware. Auf die Frage, warum in diesen Kellern beim Einschütten ganze Gefäße zurückblieben, wüßte ich keine befriedigende Antwort<sup>40</sup>.

Gegenüber diesen älteren Kellern – sie dürften wahrscheinlich in romanischer Zeit angelegt worden sein, denn es finden sich auch im untersten Scherbenhorizont vereinzelte Stücke mit romanischen Profilen, hingegen nie ganze Gefäße – ist Keller 6 wesentlich besser ausgebaut. In seinen Wänden waren Nischen für Kienspan und Kerzen eingelassen, der Boden mit einem glatten Mörtelstrich versehen, die Wände sauber verputzt. Zudem war er so groß und geräumig, daß eine Unterteilung notwendig wurde. In der Südwand fanden sich die Spuren eines eingelassenen Balkens, der sicherlich zum Montieren von Türangeln eingebaut war. Der Lage nach zu schließen, entstand Keller 6 zusammen mit den Klostergebäulichkeiten nach 1276. Nach den Brandspuren an den Wänden und der stellenweisen Rotfärbung der Steine muß er bei einer Brandkatastrophe arg gelitten haben. Auch hier denkt man wieder ans Erdbeben von 1356. Aufgefüllt war der Keller mit losem Bauschutt, durchmischt mit etwas glasierter Keramik, darunter Ofenkacheln des 15. Jahrhunderts; demnach wurde er auch noch nach dem Ausbau der Kirche weiterbenutzt.

### *Die Gräber*

Nebst den verschiedenen Leitungen, die den Hof spinnennetzartig durchzogen, machten sich die Gräber immer wieder störend bemerkbar. Sie wurden nicht speziell aufgenommen, da sie für den Anthropologen wegen ihres jungen Datums nicht interessant waren. Lediglich das Kiefermaterial wurde durch Herrn Dr. med. et med. dent. h.c.

<sup>40</sup> Solch ganz erhaltene Gefäße sind in mittelalterlichen Schichten keine Besonderheit. Nickel E., Ein mittelalterlicher Hallenbau am Alten Markt in Magdeburg, Schriften der Sektion für Vor- und Frühgeschichte der deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 8, 1960, Tafeln 6–10.

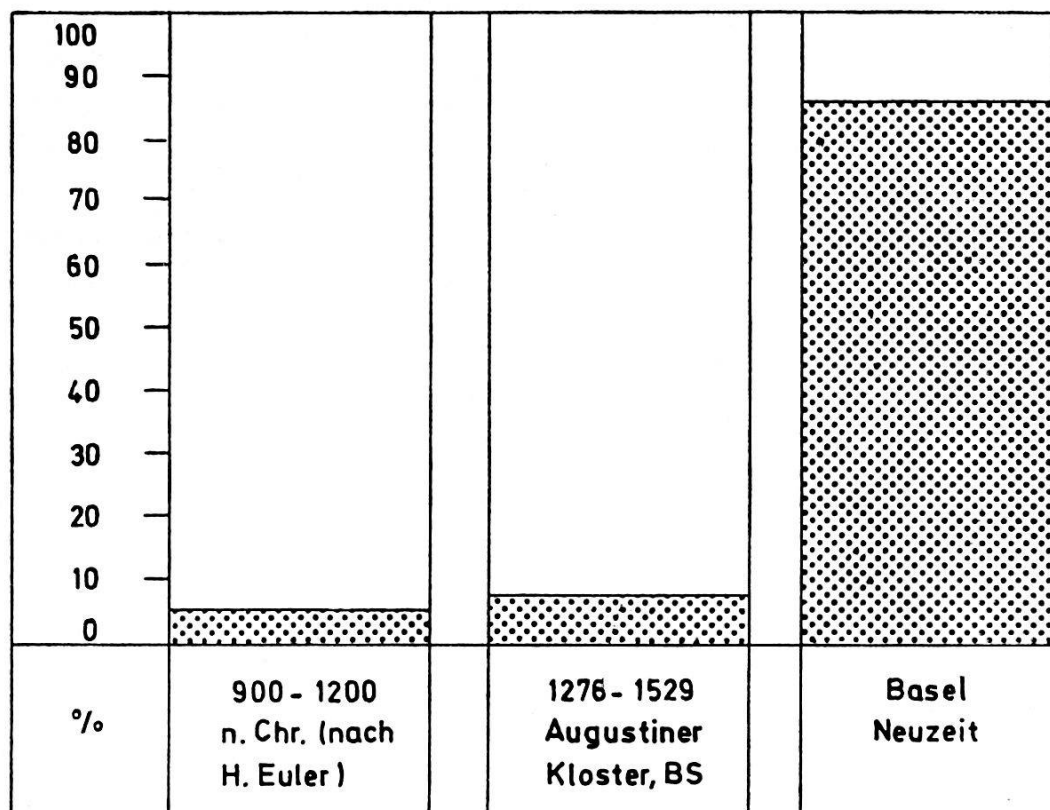


Abb. 6. Augustinergasse 2: Karies-Status aus Gräbern des ehemaligen Friedhofes der Augustinerkirche zu Basel (1276-1529) verglichen mit der Gegenwart. Zusammenstellung von Dr. A. Roos.

A. Roos einer Untersuchung unterzogen. Er berichtet darüber zusammenfassend: «Dem Unterzeichneten standen vom Friedhof der Augustinerkirche mehr als 100 Kieferskelette und Kieferfragmente zwecks Überprüfung des Kariesbefundes an einer Bevölkerungsgruppe aus damaliger Zeit zur Verfügung. Die Aufgabe war umso interessanter, da es sich geschichtlich um eine genau datierte Zeitperiode, nämlich das gotische Mittelalter (1276-1529), handelte. Bei der Ausgrabung zeigte sich, daß das Terrain durch jüngere Erdbewegungen und sonstige bauliche Eingriffe stark gestört war, so daß nur wenige intakte Gräber aufgedeckt werden konnten. In den meisten Fällen handelte es sich um zerstreute Skelettfunde. Trotzdem gelang es bei einiger Sorgfalt über 100, zum Teil intakte Ober- und Unterkiefer, in der Mehrzahl aber Kieferfragmente zu bergen. Die Untersuchung des Fundmaterials wurde vom Schreiber persönlich im Osteologischen Laboratorium des Naturhistorischen Museums durchgeführt. Von jedem einzelnen Stück wurde in einer Tabelle alles Wesentliche und Wissenswerte festgehalten.

Die Analyse betreffend der dentalen Situation der damaligen Zeit ergab, daß von 1235 vorhandenen Zähnen nur 65 eine Kariesstelle



aufwiesen. Dieses Ergebnis spricht für eine außerordentlich gute Zahnqualität der damaligen Menschen. Neben dem festgestellten sehr niedrigen Karies-Index mußte aber eine überraschend hohe Zahl von sogenannten «Abrasionen», das sind stark abgeschliffene Zahnkronen, konstatiert werden. Dies muß hauptsächlich als Indiz für einen starken Abnutzungsgrad infolge der hohen Beanspruchung des Zahnmaterials beim täglichen Kauen der groben Brotnahrung genommen werden. Es fanden sich deshalb auch eine Anzahl Kieferfragmente mit schwersten Entzündungserscheinungen, hervorgerufen durch Zahnkronenfrakturen, die zur Eröffnung der Zahnnervenhöhle (Pulpa) führten, wodurch dann in der Folge schwere Entzündungen ausgelöst wurden.

Alles in allem hat sich die systematische Untersuchung des beschriebenen Fundmaterials gelohnt, ergab sich doch damit ein interessanter Einblick in die Verhältnisse der Zahngesundheit der damaligen Bevölkerung. Erwähnenswert ist auch, daß sich die Ergebnisse betreffs Karies-Index nahezu genau decken mit den seinerzeitigen großen Untersuchungen, wie sie vor mehr als 40 Jahren von H. Euler in Breslau (Euler, H. und Werner, Die Entwicklung der Karies im heutigen Schlesien im Verlaufe von 4 Jahrtausenden, Deutsche zahnärztliche Wochenschrift 39, 1936, Juli 1939 und Oktober 1940) an einem großen Material gemacht wurden (siehe Diagramm Abb. 6).» Soweit Herr Dr., Dr. h. c. A. Roos, dem wir für seine Ausführungen freundlich danken<sup>41</sup>.

Am dichtesten lagen die Gräber im östlichen Teil des südlichen Seitenschiffes. Sodann fanden sie sich auch außerhalb der Kirche, aber nur bis auf die Höhe des Langhauses von 1276. An interessanten Funden brachten sie nur wenig.

### *Die frühgeschichtlichen Spuren*

Das große Gebäude (B) läßt sich nur indirekt datieren, da vom zugehörigen Gelniveau keine Spuren mehr vorhanden waren. Beim Abtragen der Nordwestecke kam unter seinem Fundament ein Scherbenrest mit römischer Keramik zum Vorschein. Andererseits waren seine Mauern durch die kellertiefen Gruben 8 und 10 gestört, die nach der ersten, oberflächlichen Durchsicht des Fundgutes nur römische und spätrömische Einsprengsel im Einfüllschutt aufwiesen, demnach frühestens spätrömisch sind.

<sup>41</sup> Der ausführliche Bericht erfolgt im Jahresbericht für das Naturhistorische Museum Basel.



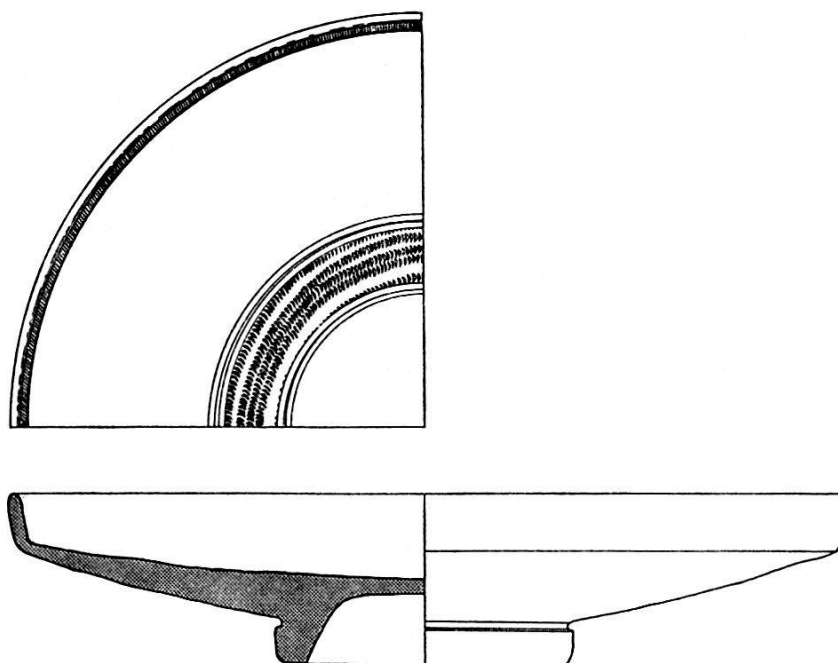
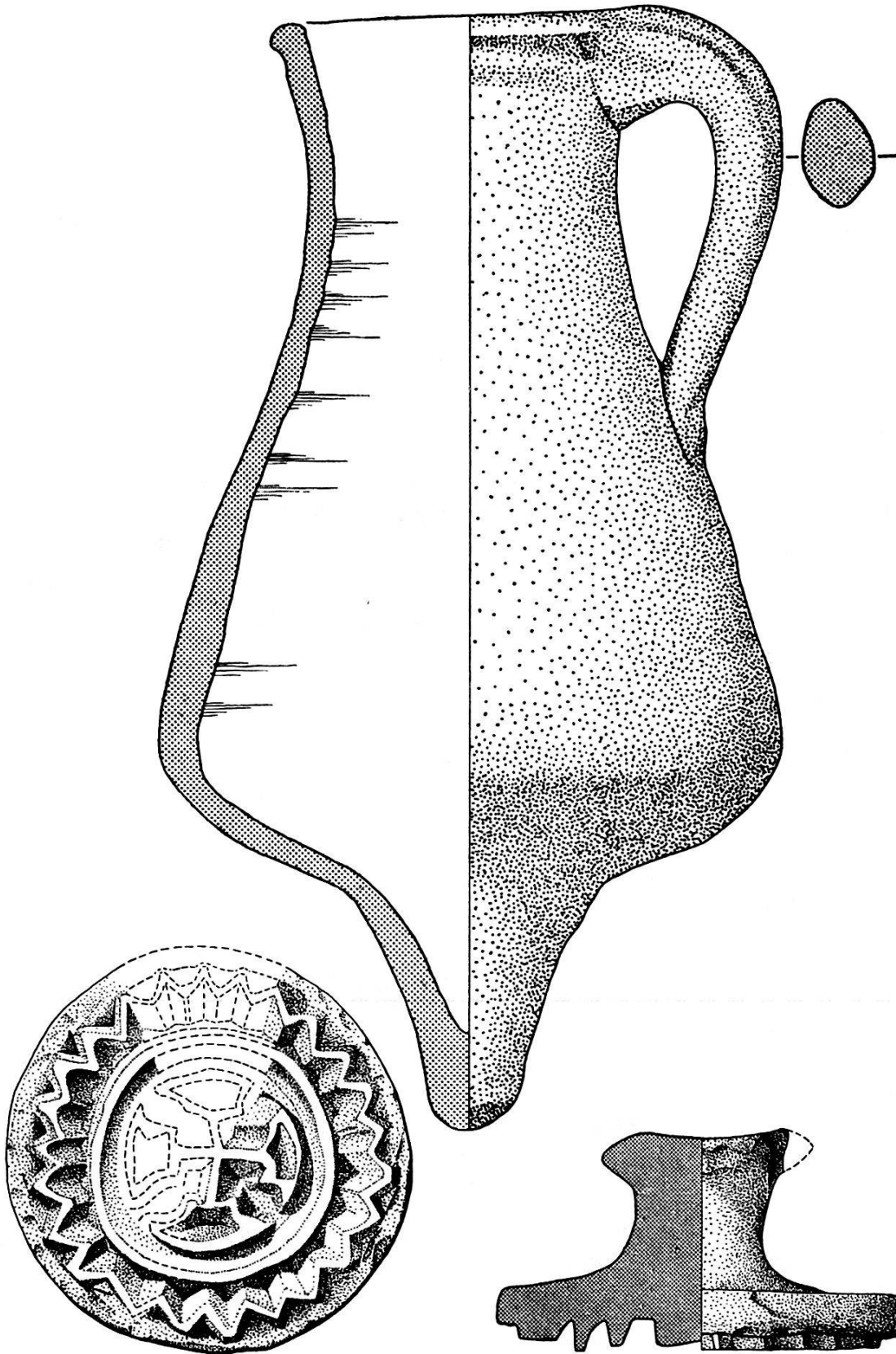


Abb. 7. Augustinergasse 2: Teller, schwarz-rot geflammt, aus Grube 16, die zum Pfostenhaus A gehört. Es handelt sich um eine sehr frühe Terra-Sigillata aus der Zeit des Übergangs von der schwarz überzogenen campanischen zur rot überzogenen arretinischen Ware. Drittes Viertel des 1. Jahrhunderts v. Chr. Gezeichnet von Chr. Freuler.  
Maßstab 1:3.

Daneben fanden sich allenthalben Abfallgruben mit spätgallischer und frühromischer Ware. Das macht, daß das innere Verhältnis zwischen Spätlatène- und frühromischer Ware neu untersucht werden muß, um so mehr als wir das Glück hatten, solch frühe Siedlungsspuren nicht nur in Form von Abfallgruben, sondern von Hausresten erfassen zu können. Es ist das Pfostenhaus A mit der dazugehörigen Abfallgrube 16, die auch den prächtigen präsigillata Teller erbrachte (Abb. 7)<sup>42</sup>. In der Südwestecke des Hauses lag ein riesiger Findling – er ist auf dem Faltplan eingetragen und auf der Tagesaufnahme Tafel 3 gut zu erkennen –, den ich als Esse deuten möchte. Der Stein wies in der Mitte, diagonal gegen die Hausecke hin, eine Delle auf. In ihrem Bereich war der Stein brandgerötet und unter der Hitze- einwirkung zerrissen. Obwohl wir uns nicht in Details verlieren wollen, seien aus andern – diesmal römischen und spätrömischen Abfallgruben – noch die kleine Amphore und der deckelartige Model aus Grube 6 (Abbildung 8) erwähnt. Letzterer findet am ehesten

<sup>42</sup> Prof. L. Berger führt dazu aus: Sehr früher Terra sigillata-Teller, schwarz geflammt. Es handelt sich um ein Stück aus der Zeit des Überganges von der schwarz überzogenen, campanischen zur rot überzogenen, arretinischen Ware, 3. Viertel des 1. Jahrhunderts v. Chr.



*Abb. 8. Augustinergasse 2: Brotstempel? aus Grube 6, mit Kreuzmotiv im Medaillon und Zickzackstrahlenkranz. Aus derselben Grube stammt auch die Zwergamphore. Gezeichnet von W. Geiger. Maßstab 1:2.*

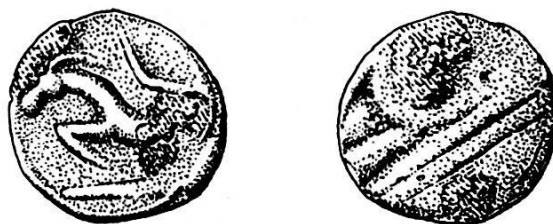


Abb. 9. Augustinergasse 2: Keltische Münze gefunden bei den Unterfangarbeiten in der Nordostecke des Hofes. Gezeichnet von R. Moosbrugger-Leu. Maßstab 1:1.

Parallelen unter den frühchristlichen Brotstempeln<sup>43</sup>. Es ist das einzige Stück dieser Art, das bisher in der Schweiz bekannt geworden ist. Ferner kam bei den Unterfangarbeiten in der Nordostecke noch eine keltische Münze zum Vorschein (Abb. 9).

Zu den Knochenfunden bemerkt Frau Prof. E. Schmid: «In den Abfallgruben, in den mittelalterlichen Kellern und in der Gartenerde des Klosterfriedhofes kamen Tausende von Tierknochen-Bruchstücken zum Vorschein. Nach der ersten ordnenden Durchsicht sind – zusammengekommen – folgende Tierarten vertreten: *Haustiere*: häufig: Rind, Schwein; wenig: Ziege, Schaf, Hund, Pferd; einzeln: Esel, Katze, Huhn, Gans. *Wildtiere*: wenig: Hirsch; einzeln: Bär, Elch, Reh, Biber, Wildkaninchen.» Soweit Frau Prof. E. Schmid.

### *Der Berri-Bau*

Es sei dem Archäologen für einmal gestattet, ins Anekdotische abzugleiten. Denn der Leser wird mit Recht fragen, was wohl der Berri-Bau von 1844 mit Archäologie zu tun habe. Mehr als man meinen möchte.

Die Grundsteinlegung erfolgte vor fünf Generationen oder, um es plastischer zu sagen, zu Beginn des Eisenbahnzeitalters. Gewiß, über die technischen Errungenschaften und den geistigen Umbruch jener Zeiten sind wir bestens orientiert, was aber wissen wir von den banalen Dingen des Alltags, die nirgends beschrieben sind? Als Archäologe fühle ich mich deshalb geradezu verpflichtet, solche alltägliche Einrichtungen zu beschreiben, bevor sie weggerissen werden, d. h. aus der Geschichte verschwinden. Die Lächler mögen sich vielleicht einmal überlegen, wie dankbar wir jenem römischen Töpfer wären, der uns eine kurze Beschreibung über die Herstellung von Terra-Sigillata hinterlassen hätte, oder jenem Chronisten, der die

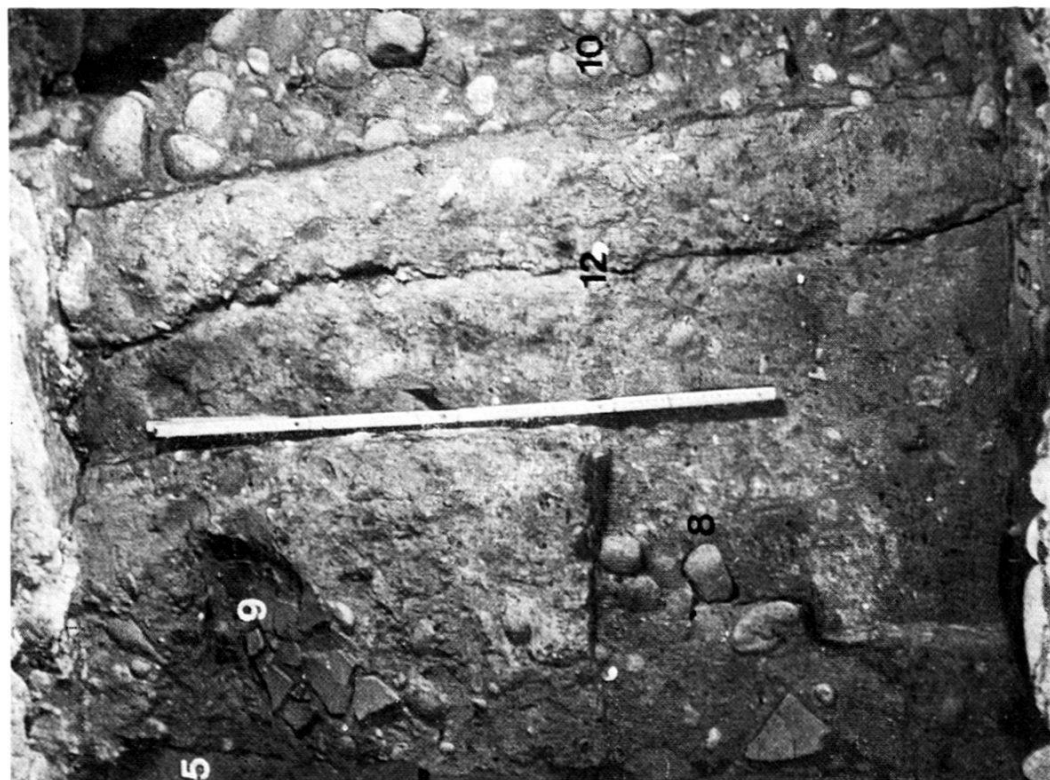
<sup>43</sup> Forrer R., Die frühchristlichen Altertümer aus dem Gräberfeld von Achmim-Panopolis, Straßburg 1893, 14.



*Tafel 1 oben. Klingelbergstraße–Pestalozzistraße: Die 1844 für den St. Johannbahnhof errichtete Stadtmauer.*

*Tafel 1 unten. Leonhardsgraben 63: Im Keller eingelassener Sandsteintrog.*



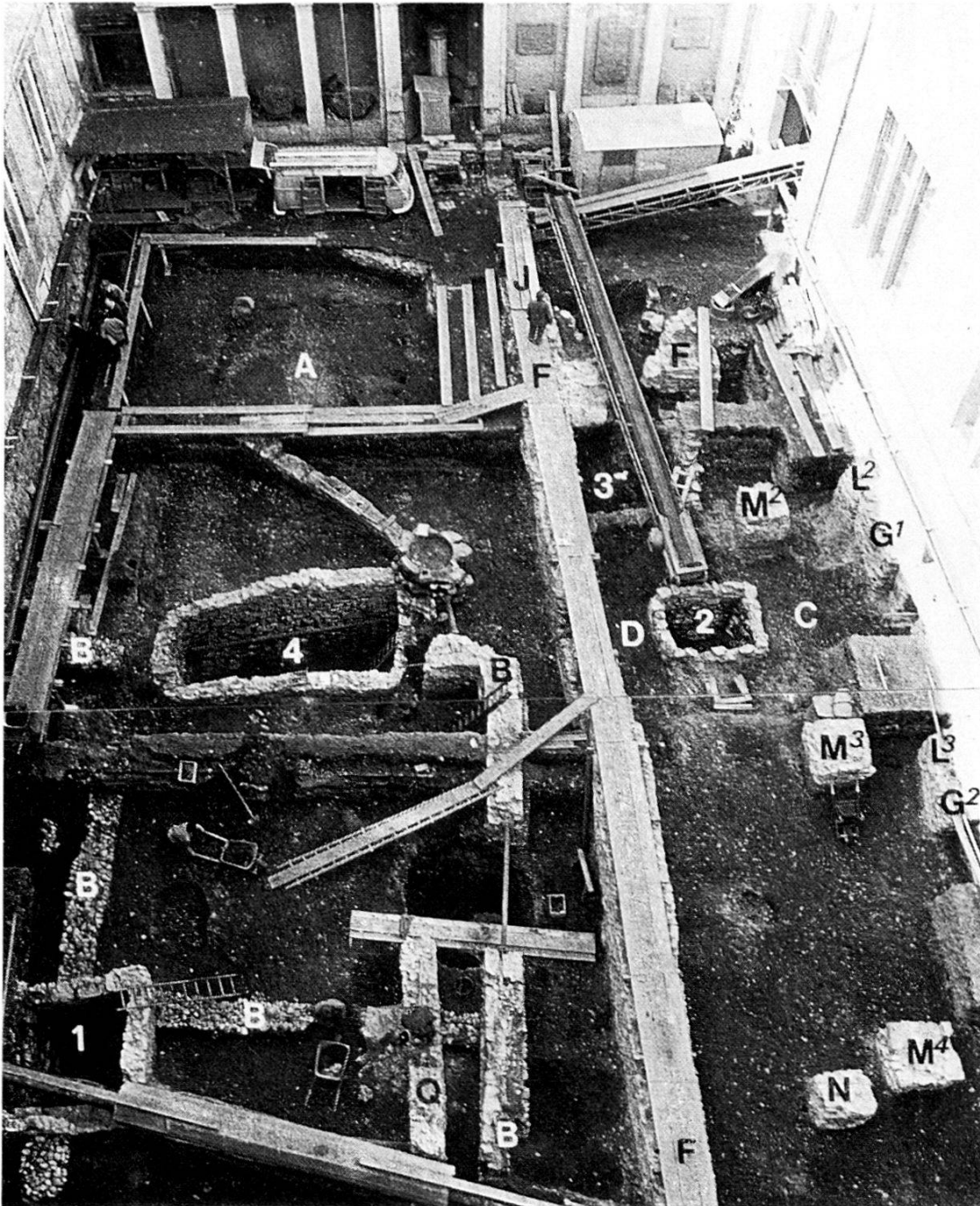


Tafel 2 links, Sondierschnitt Münster: Links die Grube des Fundamentriegels der Langhauspfiler (5); im Vordergrund das Kieselager der Herdstelle (8); im Hintergründ das Scherbenmest (9); rechts daneben der Erdbebenriß (12); ganz rechts die oberste Lage der Steinschüttung (10). Ver- gleiche Abbildung 4.

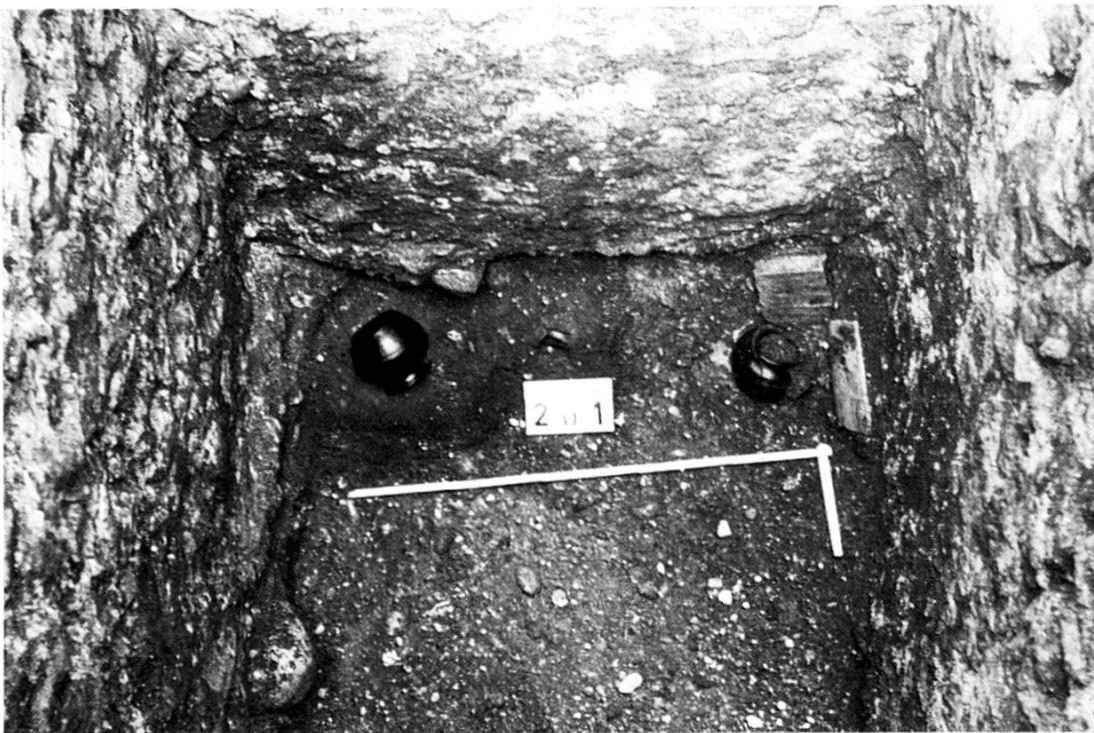


Tafel 2 rechts, Sondierschnitt Münster: Über dem Meter das Steinbett zum wahrscheinlich spätromanischen Mörtelboden; darunter die römischen Siedlungsschichten (7) mit der Ververfung des Erdbebenrisses (12); zu unterst die obersten Lagen der Steinschüttung (10).





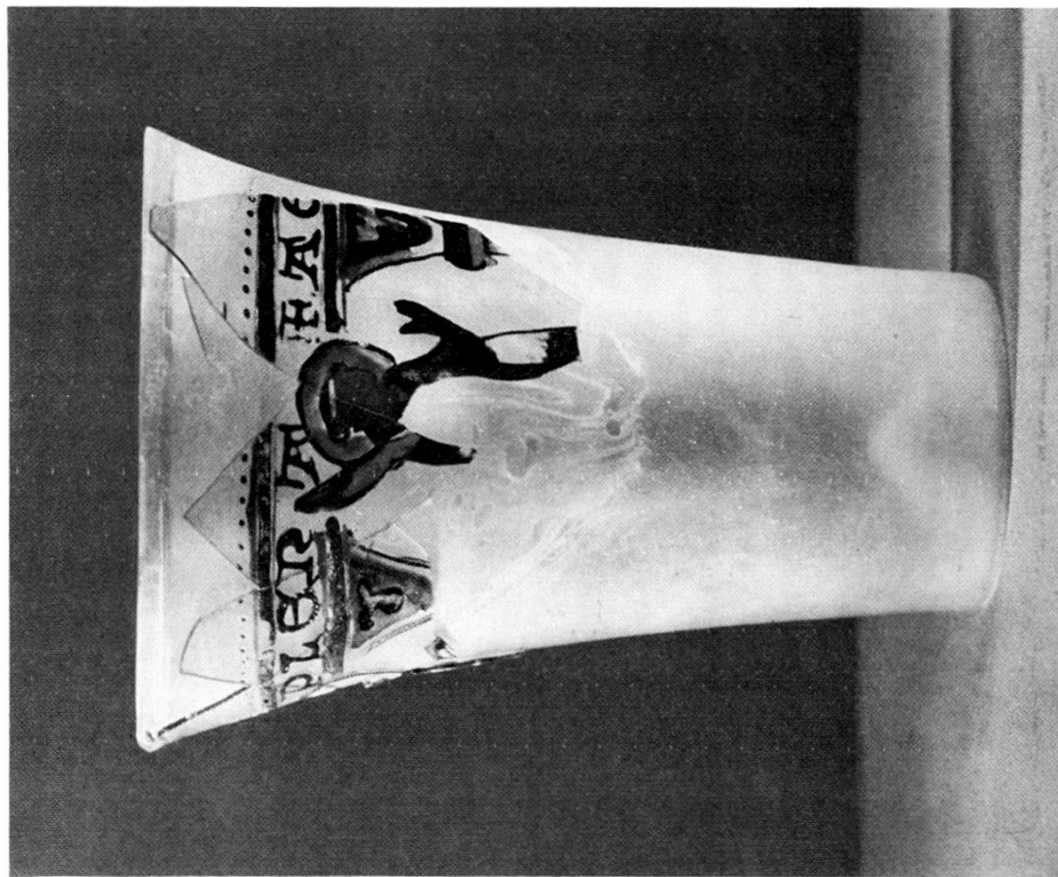
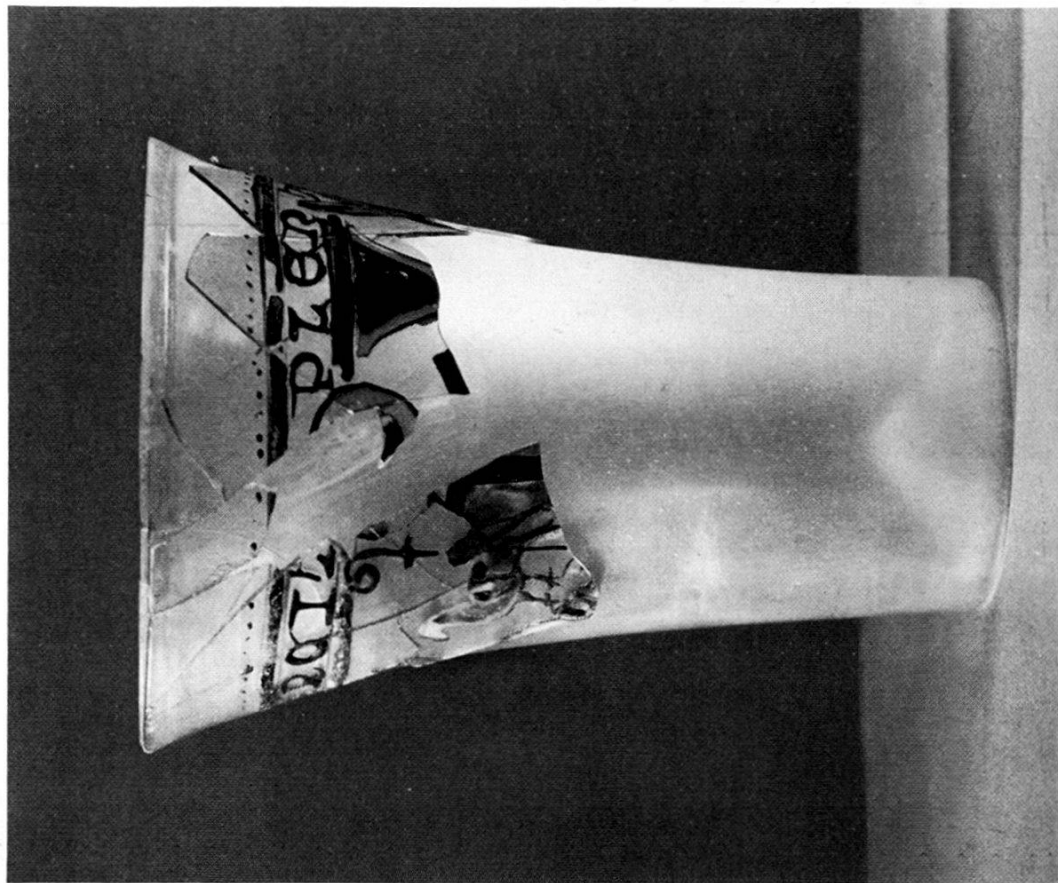
Tafel 3. Innenhof des Naturhistorischen Museums an der Augustinergasse von Osten her gesehen (Tagesaufnahme vom 16. April 1968, Montage); Areal des ehemaligen Augustinerklosters: A = Pfostenhaus mit amboßartigem Monolith in der Südwestecke; B = römischer Gebäudekomplex; C, D = Grubenkeller; F = südliche Langhausmauer; J = ihre Verlängerung des 14. Jahrhunderts; M = Emporenfundamente; N = Lettnerfundament; 1-4 romanische Keller. Vergleiche Faltplan.



*Tafel 4 oben. Augustinergasse 2: Keller 3 von Norden her gesehen, ausgesprießt; darin eingestellt das Fundament der Südwestecke der ersten Augustinerkirche von 1276 (F), welches die Südwest- und Nordwestecke des älteren Kellers mit einem Schwibbogen überbrückt.*

*Tafel 4 unten. Keller 5: Zum Teil ganz erhaltene Töpfe in der torfigen Schicht des ehemaligen, bretterbelegten Kellerbodens, darunter der reine anstehende Kies.*

*Photos Naturhistorisches Museum Basel.*



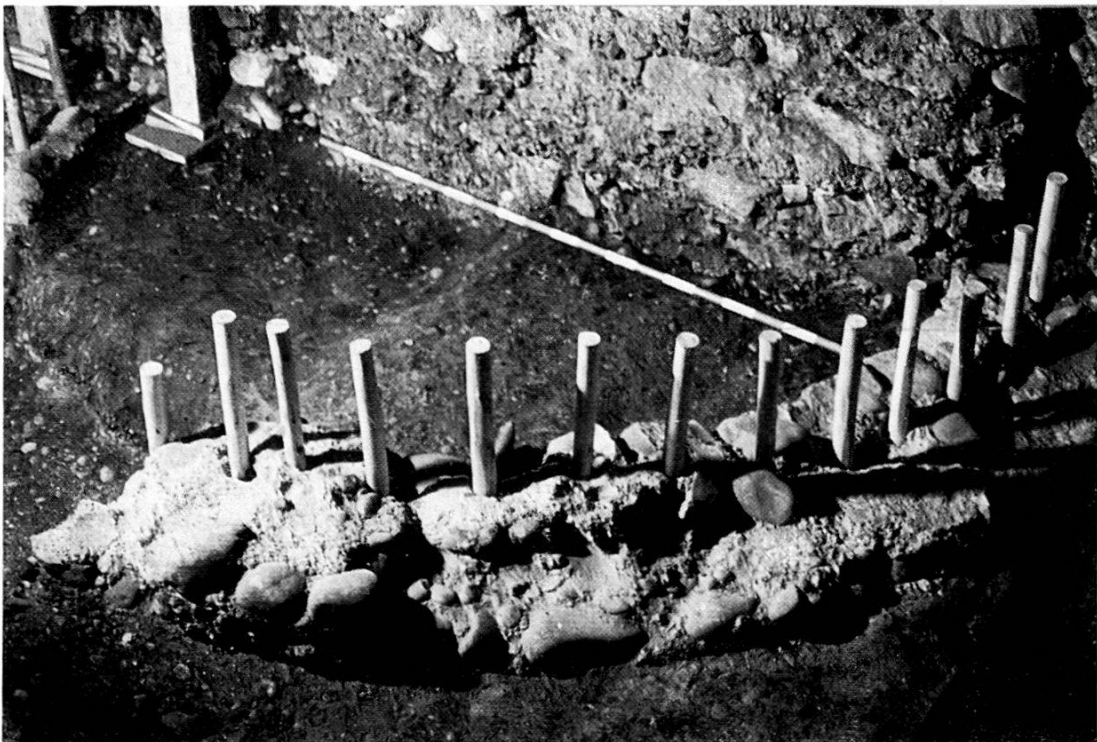
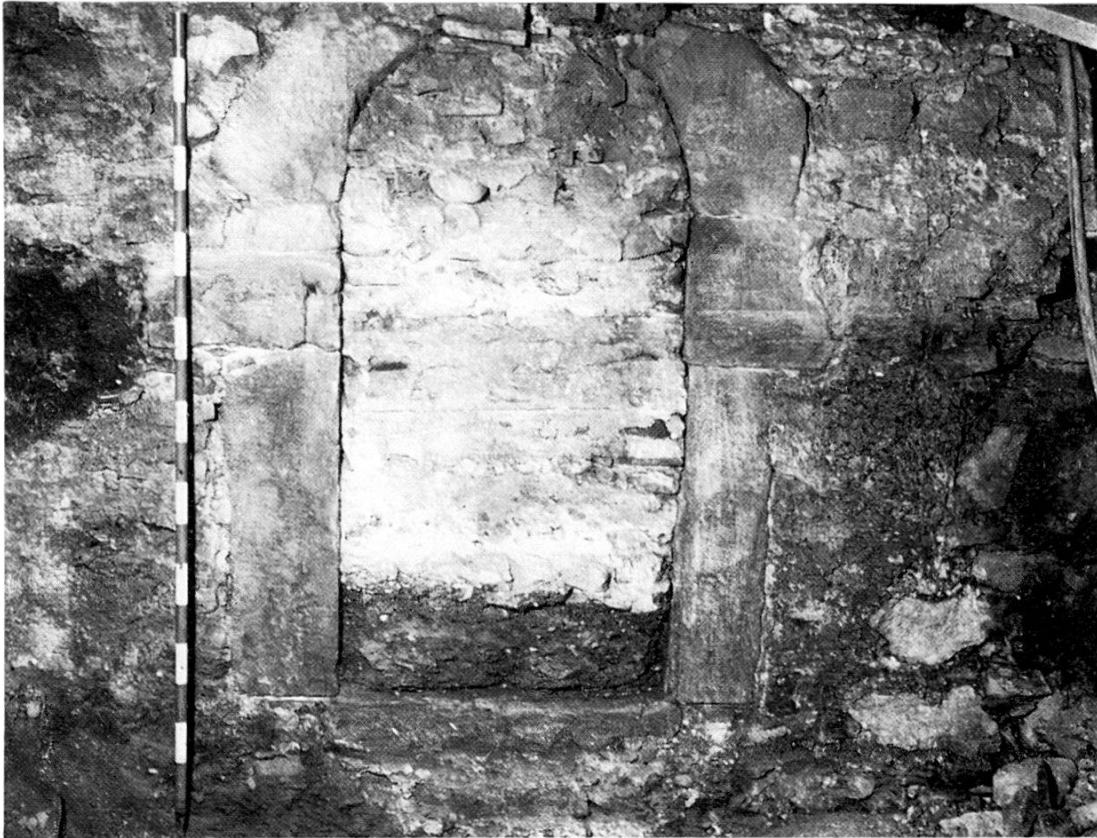
*Tafel 5. Augustinergasse 2: Aus Keller 4 Fragmente eines emailbemalten Glasbechers aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Photo Historisches Museum Basel.*





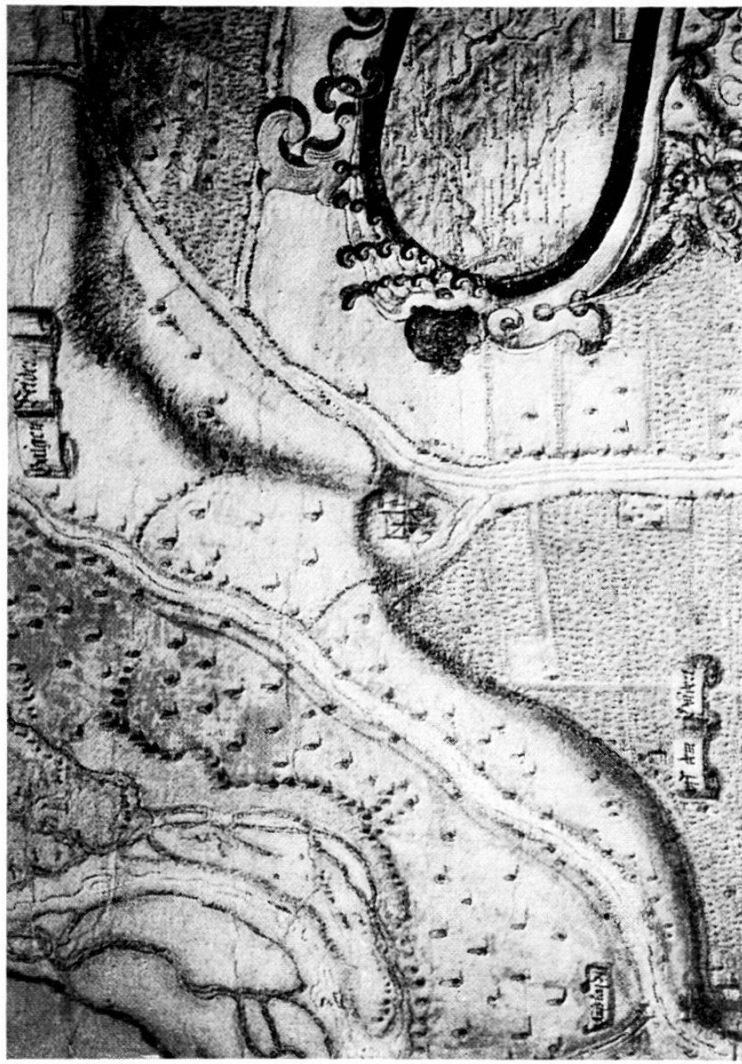
Tafel 6. Nadelberg 24 (Montage): Blick senkrecht von oben auf die beiden Rundbauten. 1 = Mauer mit dem romanischen Törlein, dessen Wange in der oberen rechten Ecke gerade noch sichtbar ist; 2 = Fundament der heutigen Nordfassade gegen die Roßhofgasse; 6 = Fundament von Rundbau 1; 7 = Fundament eines Vorgängers; 8 = sandiges Zwischengut; 10-12 = jüngere Einbauten. Links: Rundbau 2. Im Zwickel zwischen den Rundbauten stehen noch die Reste der Erde der Erdbebenschieben an. Diese gingen über Rundbau 1 hinweg, die hellbelegte Nordmauer steht darauf. Vergleich Abb. 9.





*Tafel 7 oben. Nadelberg 24: Das vermauerte romanische Törlein. In der unteren rechten Ecke wird im nächsten Augenblick Rundbau 1 zum Vorschein kommen.*

*Tafel 7 unten. Nadelberg 24: Rundbau 2 von Südosten aus gesehen. In die Löcher sind Pfofen eingesteckt.*



*Tafel 8 links. Gellertstraße-Galgenbügel: Blick von Westen auf das Fundament des Galgenpodiums.*

*Tafel 8 rechts. Gellertstraße-Galgenbügel: Ausschnitt aus der Vermessungskarte des M. Jakob Meyer von 1657. Die Karte ist nach Osten ausgerichtet. Die Gellertstraße von Basel herkommend gabelt sich beim Galgenbügel. Der rechte Weg führt nach St. Jakob zur Birsbücke. Dem Terrassenfuß entlang fließt der St. Albanteib; links die Wildwasser der Birs.*

## Tafeln 9 bis 15

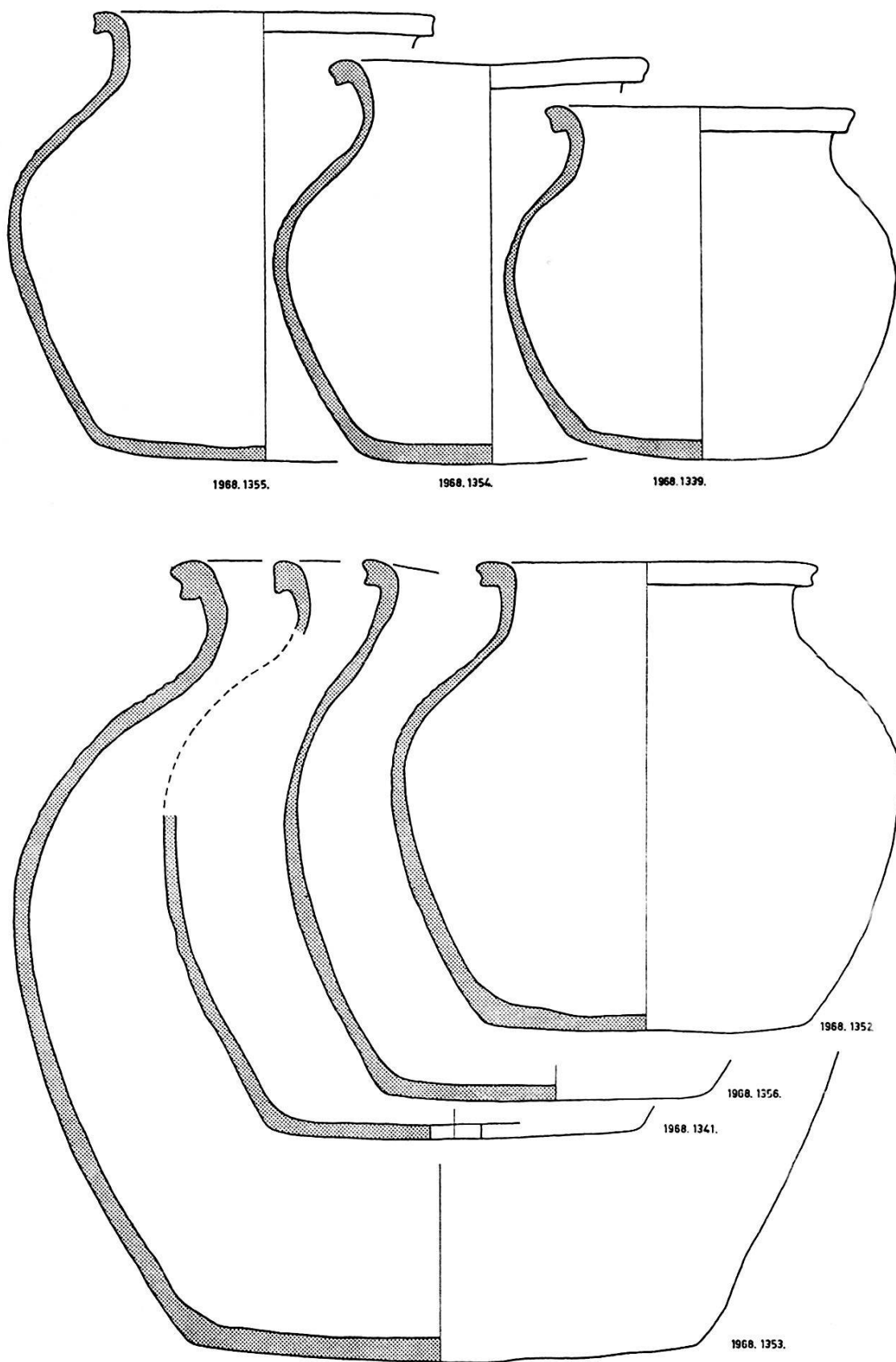
*Auf den Tafeln 9 bis 15 findet sich eine Auslese der Keramik aus den mittelalterlichen Kellern, die beim Bau des Augustinerklosters 1276 abgegangen sind. Sicher gilt dieser terminus ante für den unter der Kirche liegenden Keller 3 (Vergleiche Tafel 4 oben), dessen Material zudem durch die Fundvergesellschaftung mit einer Siegelpetschaft (Abb. 5) und Scherben eines emaillierten Glasbechers in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts datiert ist. Das Material aus Keller 4 ist durch den mitgefundenen emailbemalten Becher (Tafel 5) ebenfalls in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts datiert. Es handelt sich durchwegs um graue, hartgebrannte Ware außer dem Fenstergefäß 1968.1341 (Tafel 9), das rottonig ist wie die gleichzeitigen Ofenkacheln.*

*Etliche der Gefäße waren ganz erhalten oder nur leicht beschädigt. Beim dargestellten Material handelt es sich nur um die bisher restaurierten Stücke. Namentlich von den kugeligen Kochtöpfen, wie sie auf den Tafeln 9 und 13 zusammengestellt sind, könnten noch Dutzende zusammengesetzt werden. Erwähnenswert ist, daß sich in dieser Gruppe einige Stücke finden, deren Innenwand mit einer Kalksinterschicht überzogen ist. Ganz offensichtlich handelt es sich um Töpfe, die speziell zur Heißwasserzubereitung dienten.*

*Um die Entwicklungstendenz deutlich zu machen, wurde auf Tafel 13 der Münztopf Nadelberg 8 abgebildet. (Vergleiche hierzu BZ 66, 1966, XXI und Tafel 1.) Im Gegensatz zum Material aus den Kellern auf dem Areal des ehemaligen Augustinerklosters, das für die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts repräsentativ ist, kann der Münztopf als charakteristische Gefäßform für die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts gelten. Dabei zeigt sich, daß für die zeitliche Einstufung weniger die Form der Randlippe entscheidend ist als viel mehr ihre Proportion zur Größe des Gefäßes.*

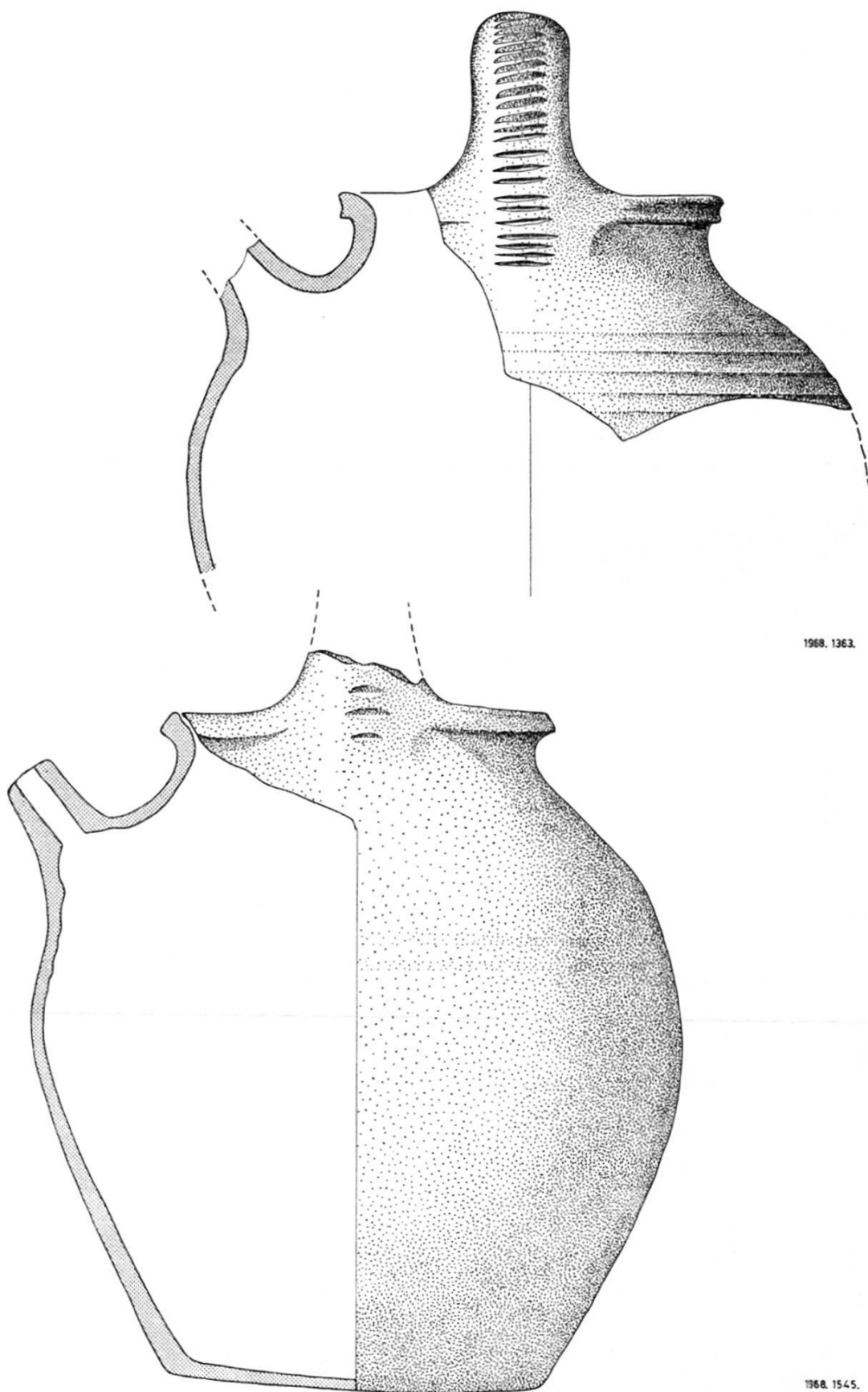
*Die Keller selber dürften zu Beginn des zweiten Jahrtausends angelegt worden sein; denn in den untersten Schichten fanden sich ganz vereinzelt romanische Scherben, die der eigentlichen Belegungszeit zuzurechnen sind, so Scherbe 1968.1386 (Tafel 12).*

*Daß sich im darüberliegenden Einfüllmaterial vielfach wesentlich ältere Keramik fand, kann nicht verwundern (Tafel 12 rechte Kolonne). Beim eingefüllten Material handelt es sich offensichtlich um den Aushub für die Fundamente der Kirche und Klostergebäulichkeiten. Sofern dabei ältere Kulturschichten durchschnitten wurden, geriet eben entsprechendes Gut in die Einfüllung.*



*Tafel 9. Augustinergasse 2: Töpfe aus Keller 3, grautonig und hartgebrannt außer dem Fenstergefäß 1968.1341, das hell rottonig ist. Zweite Hälfte 13. Jahrhundert.  
Gezeichnet von W. Geiger. Maßstab 1:3.*





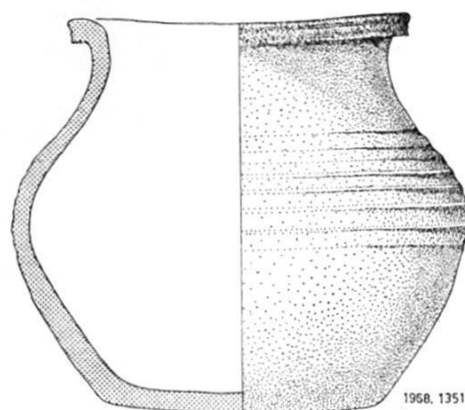
1968. 1363.

1968. 1545.

Tafel 10. Augustinergasse 2: Verenenkrüge mit Ausgußröhre aus Keller 3 (1968. 1363) und 5 (1968.1545). Eine Scheibe zu dieser Kanne stammt aus Keller 2), im Kern leicht brauntonig, zweite Hälfte 13. Jahrhundert. Gezeichnet von W. Geiger.  
Maßstab 1:3.



1968. 1338.



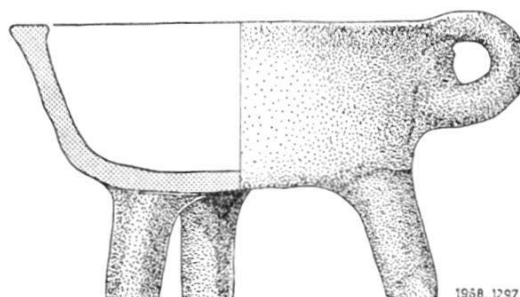
1968. 1351.



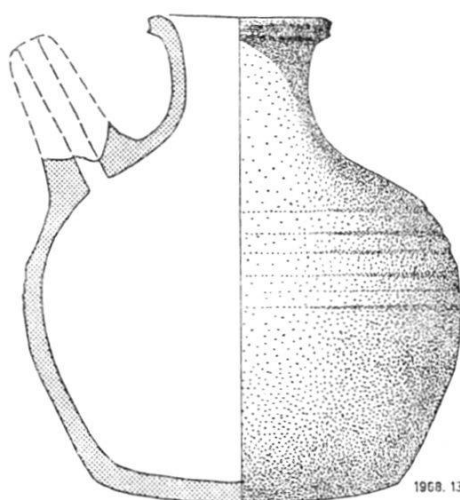
1968. 1340.



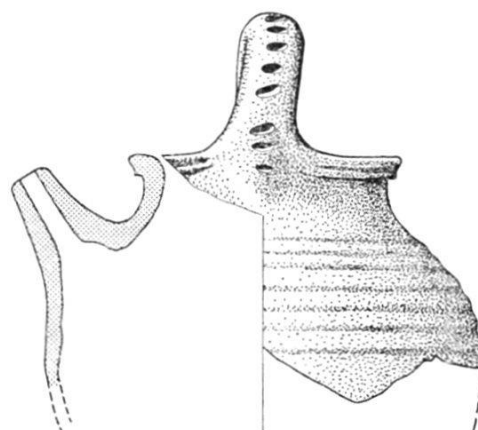
1968. 1358.



1968. 1297.

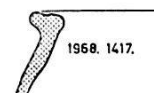
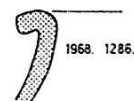
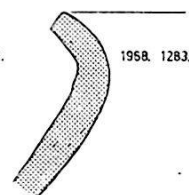
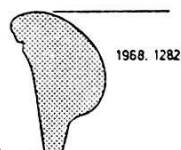
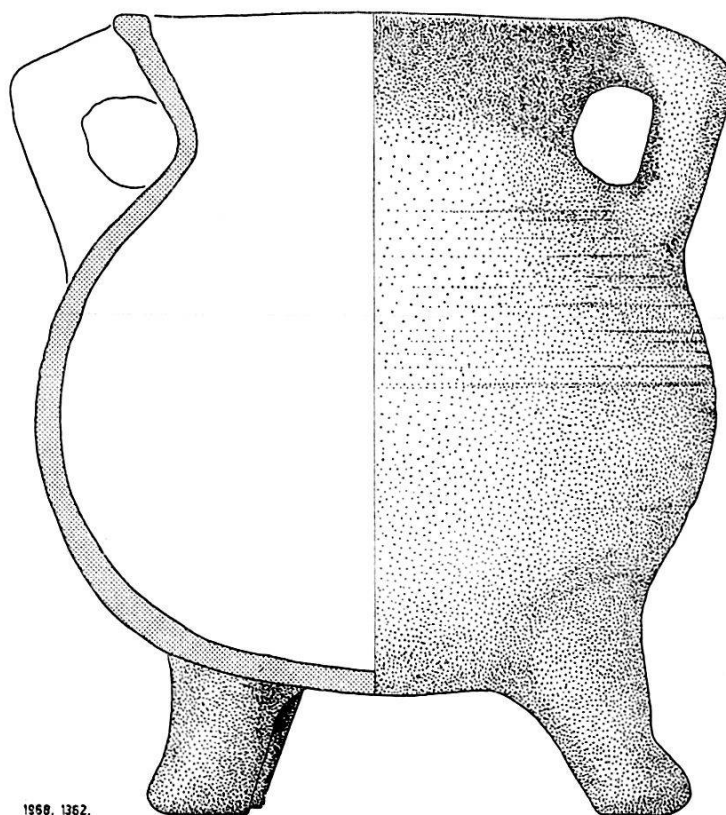
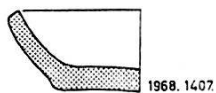
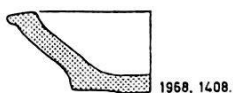
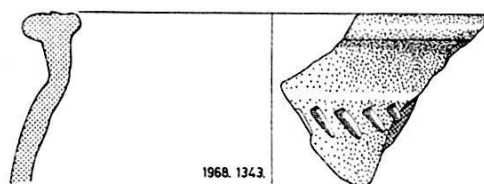
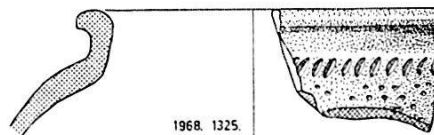
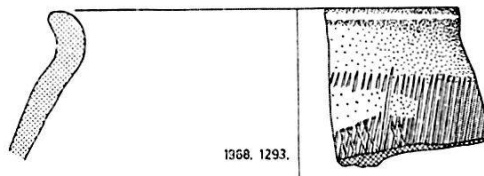
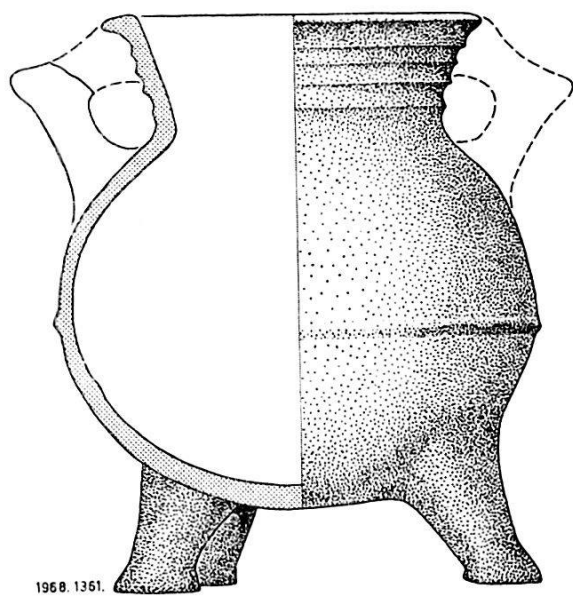


1968. 1365.

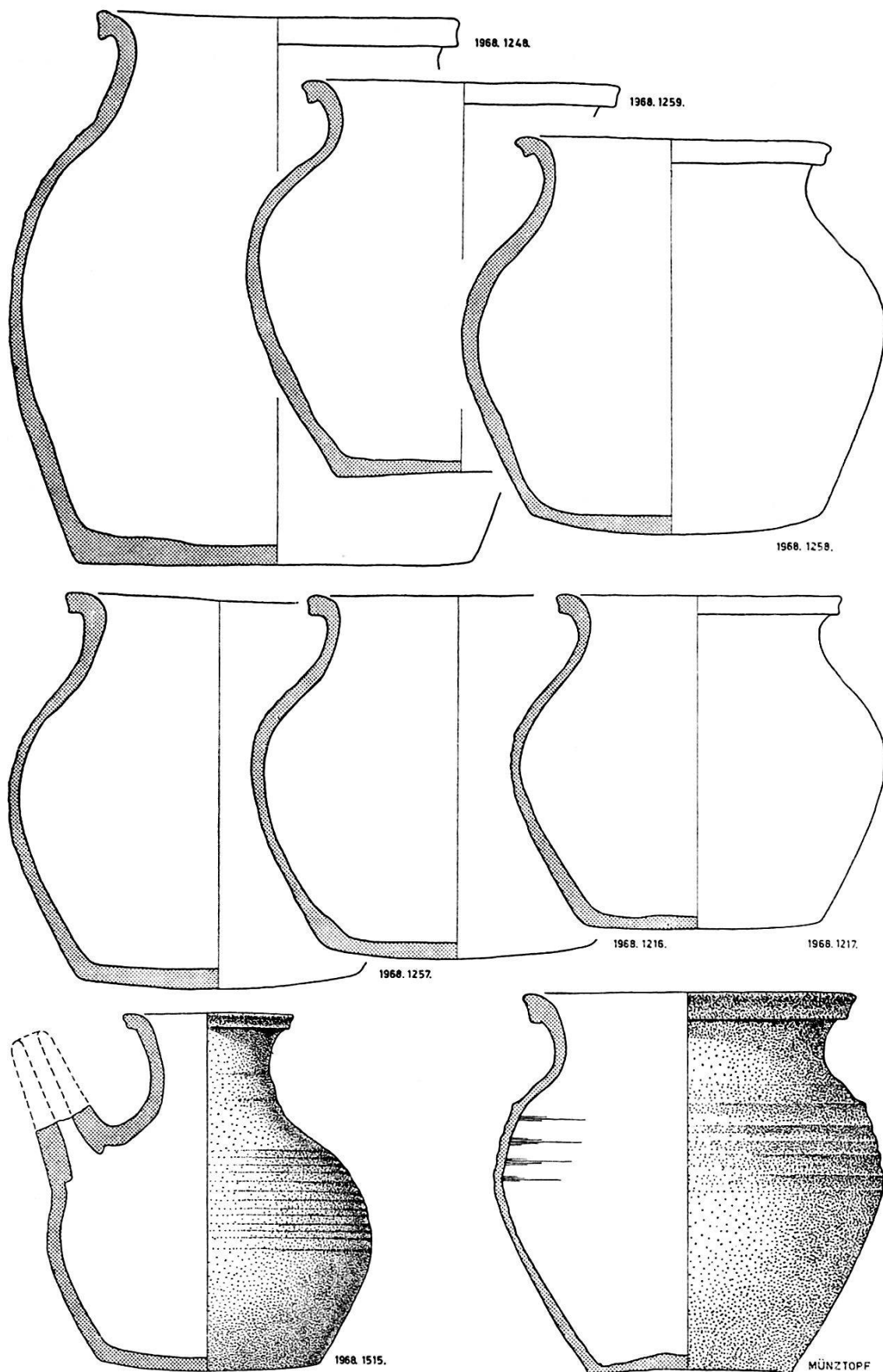


1968. 1364.

Tafel 11. Augustinergasse 2: Verschiedene Gefäßtypen aus Keller 3. Zweite Hälfte 13. Jahrhundert. Gezeichnet von W. Geiger. Maßstab 1:3.

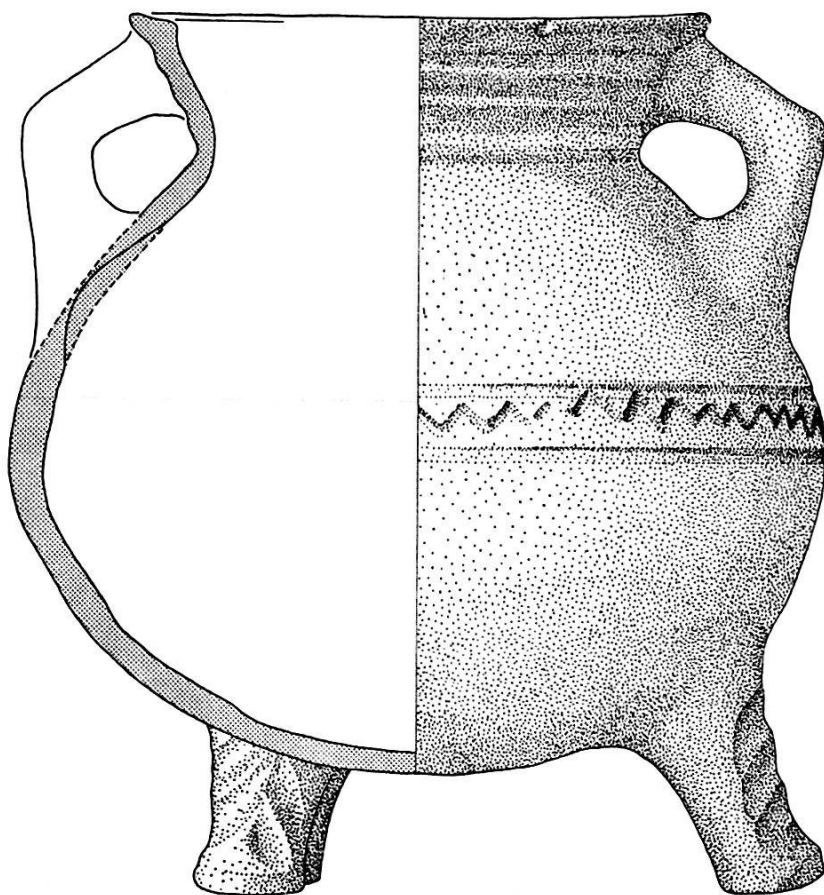
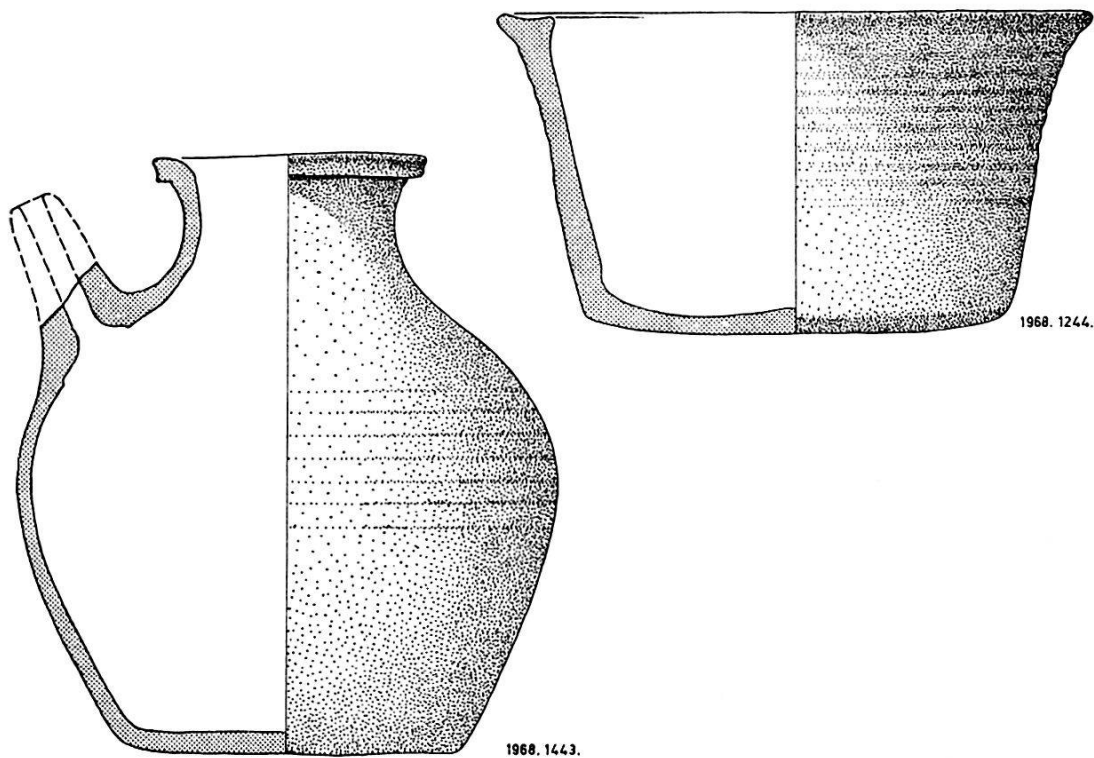


Tafel 12. Augustinergasse 2: Links, dreibeinige Kochtöpfe (Grape) und Schalenlampen aus Keller 3. Zweite Hälfte 13. Jahrhundert. Rechts, verschiedene Randscherben aus dem darüberliegenden Einfüllmaterial. Gezeichnet von W. Geiger. Maßstab 1:3.

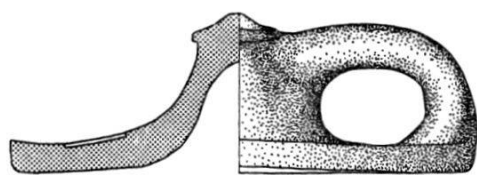


Tafel 13. Augustinergasse 2 und Nadelberg 8: Kochtöpfe aus Keller 1, grautonig und hartgebrannt. Wahrscheinlich ebenfalls zweite Hälfte 13. Jahrhundert. Die kugelige Flasche mit Ausgußröhre unten links (1968.1515) stammt aus Keller 4, der durch Mitfunde – Glasbecher auf Tafel 5 – in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts datiert ist. Rechts zum Vergleich der Münztopf Nadelberg 8 aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Gezeichnet von W. Geiger. Maßstab 1:3.

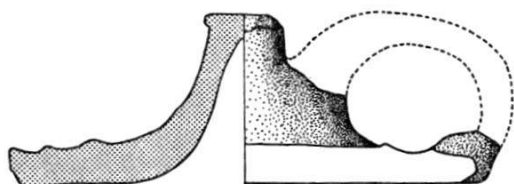
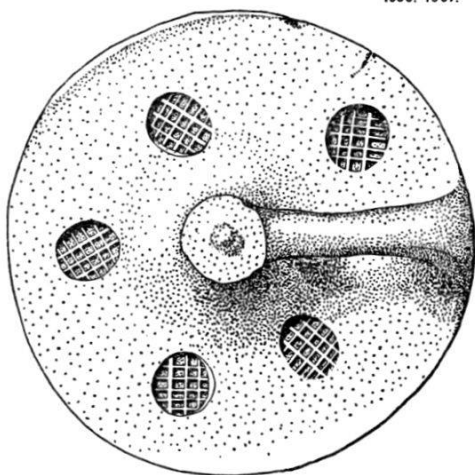




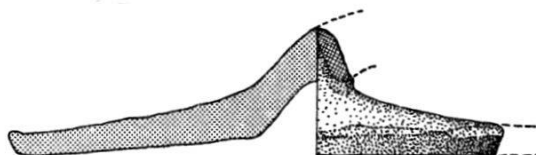
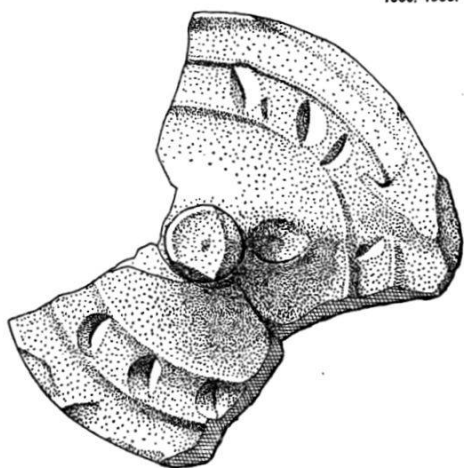
*Tafel 14. Augustinergasse 2: Verschiedene Gefäße aus Keller 1. Wahrscheinlich ebenfalls zweite Hälfte 13. Jahrhundert. Gezeichnet von W. Geiger. Maßstab 1:3.*



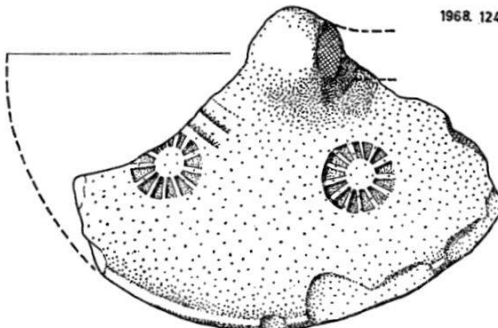
1968. 1367.



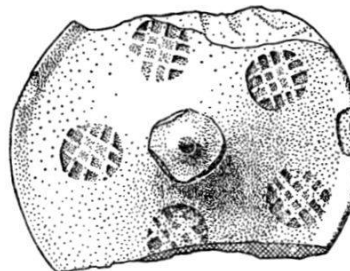
1968. 1366.



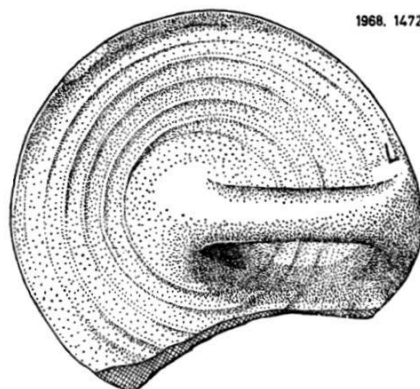
1968. 1245.



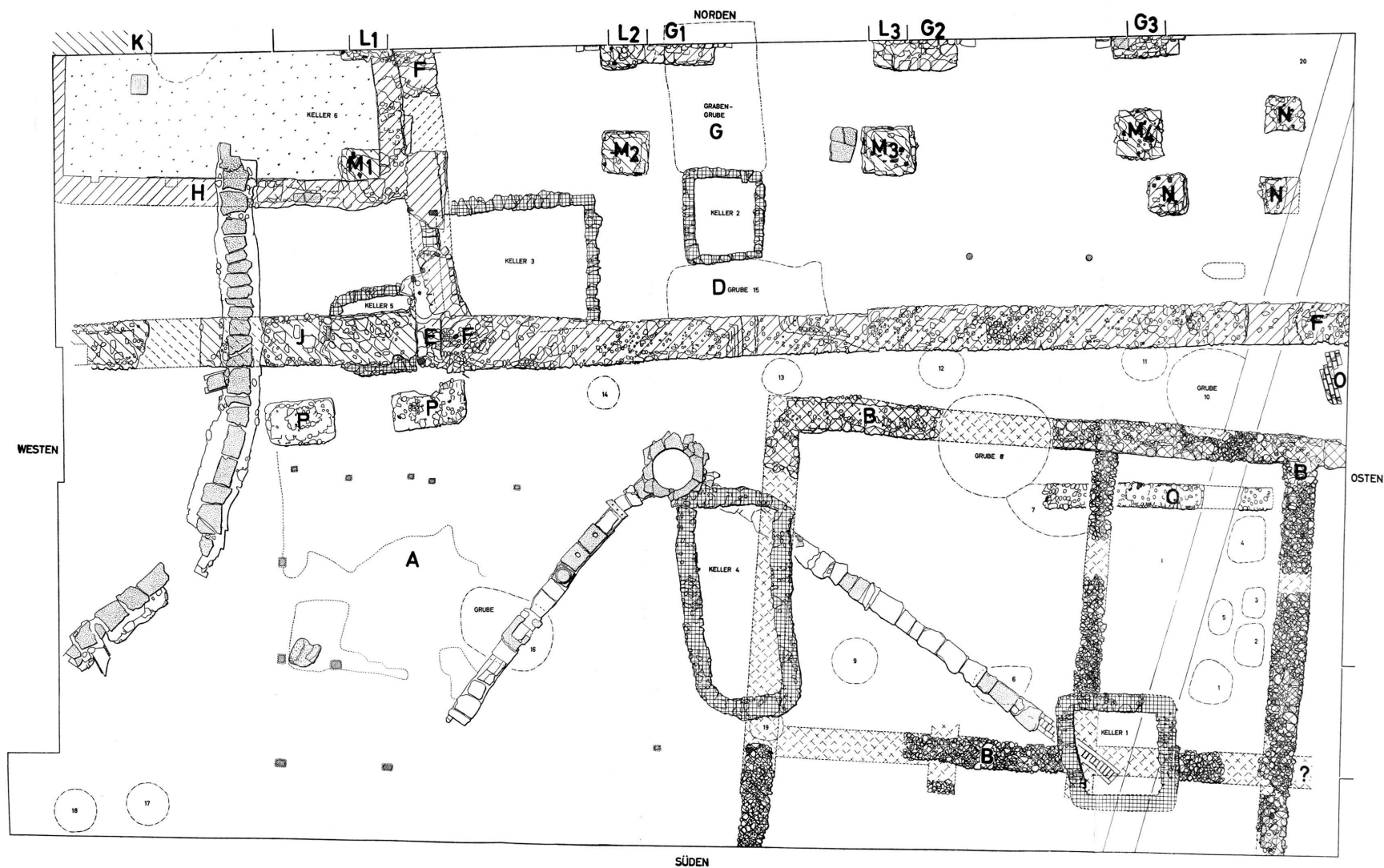
1968. 1482.



1968. 1472.



Tafel 15. Augustinergasse 2: Deckel aus den untersten, reichen Keramikschichten der Keller 3 (1968.1366, 1367), 1 (1968.1245) und 4 (1968.1482, 1472). Keller 3 und 4 sicher zweite Hälfte 13. Jahrhundert. Gezeichnet von W. Geiger. Maßstab 1:3.



# AREAL DES EHEMALIGEN AUGUSTINERKLOSTERS

- römisch ?
- Abfallgruben
- romanische Keller vor 1276
- frühgotische Klosteranlage, spätes 13. Jahrhundert
- Erweiterung der Augustinerkirche, 14. Jahrhundert

AUFNAHME : W. Geiger  
ENTWURF : R. Moosbrugger-Liu  
MASSSTAB 1 : 125



Häuser zu unsern Kellern beschrieben hätte. Wir wissen ja nicht einmal, ob die Häuser über den Kellern oder nebendran standen. Doch dies nur als Beispiele zur Rechtfertigung meiner Einstellung.

Damit wenden wir uns den beiden Kanälen zu, die in den «Sodbrunnen» einmünden. Es bereitet etliche Mühe, sich zu vergegenwärtigen, daß Berri zu Beginn des Eisenbahnzeitalters mit solch altertümlichen Anlagen das Abwasserproblem löste. Es handelt sich um gemauerte Backsteinkanäle, die mit Steinplatten überdeckt waren<sup>44</sup>. Beide mündeten in eine Sickergrube. Nur allzulange wurden solch runde Sickergruben als mittelalterliche Sodbrunnen taxiert<sup>45</sup>. In der Regel sind sie um die 4 m tief und reichen nicht bis ins Grundwasser. Genau so bei unserer Anlage im Museumshof. Durch einen Batzen von 1861, der sich auf der Sohle fand, ist dieser Rundschaft eindeutig ins letzte Jahrhundert münzdatiert, um im Fachjargon zu bleiben.

Als die Steinplatten des von Südwesten her einmündenden Kanals abgedeckt wurden, fand sich darin eine halbzöllige Bleiröhre verlegt, zudem ganze Pfützen von Quecksilber sowie Glassplitter von Reagenzgläsern, Phiolen und Fläschlein. Damit bot sich der Schluß an, daß an diesem Strang ehemals ein Labor angeschlossen gewesen war. Herr Dr. J. Hürzeler, der übrigens das Einfüllen der Sickergrube noch selber miterlebt hat, konnte uns auf die Spur helfen<sup>46</sup>. Hier befand sich das Labor von Professor Chr. F. Schönbein (1799 bis 1869), dem bedeutenden Physiker und Chemiker, dem Entdecker des Ozons und Erfinder der Schießbaumwolle. Um jene Zeit lebendig werden zu lassen, sei ein Abschnitt aus Schönbeins Abhandlung über das Ozon zitiert<sup>47</sup>: «Mir will es überhaupt scheinen, als ob heutigen Tages auf dem chemischen Gebiete des Redens zu viel sei von kleinsten Theilchen, Molecülen, Kernen und dergleichen zum Behufe der Erklärung von Erscheinungen, die möglicher ja wahrscheinlicher Weise ihren Grund in etwas ganz anderem als in den mechanischen Anordnungsverhältnissen der hypothetischen Körperatome haben. Nichts ist allerdings leichter als das Umspringen mit kleinsten Theilchen, in welcher Kunst es bekanntlich unsere Gallischen Nachbarn zu einer großen Meisterschaft gebracht haben; denn wer ein Bischen geometrische Einbildungskraft besitzt, der

<sup>44</sup> Solche Kanäle wurden auch anderwärts beobachtet: Stadthaus (August 1966), Nadelberg 1 (17. August 1966), 6 (1. November 1968).

<sup>45</sup> BZ 64, 1964, XXXVIII.

<sup>46</sup> Merian P., Erinnerungen an Prof. Christian Friedrich Schönbein, Vortrag in der Sitzung der Naturforschenden Gesellschaft vom 4. November 1868, 341.

<sup>47</sup> Schönbein C. F., Denkschrift über das Ozon, Festschrift zur Einweihung des Museums in Basel am 26. November 1849, Basel 1849, 1. (Faszikel 3), 9.



baut aus einem gehörigen Vorrath von Atomen selbst ganze Welten eben so leicht zusammen, als der Koch seine Plumpuddinge aus Mehl und Rosinen bereitet.»

Der Abschied von den alten Laboratorien der naturwissenschaftlichen Anstalt im Falkensteinerhof, wo C. F. Schönbein seine großen Entdeckungen und Erfindungen gemacht hat, scheint ihm nicht leicht gefallen zu sein. Den Übernamen «Falkensteiner» ließ er sich mit merklichem Behagen gefallen.

Nur mündlich überliefert und daher ohne Gewähr ist die Geschichte, daß die Assistenten und Gehilfen sich alle vierzehn Tage eines freien Samstagnachmittags erfreuten, da Frau Professor dann im Labor ihr Bad zu nehmen pflegte.

Daß die Grabung genau nach Terminplan durchgeführt werden konnte, ist der verständnisvollen Hilfsbereitschaft des bauleitenden Architekten und des Ingenieurs, der Herren A. Doppler und Ph. Stahel, zu verdanken, sowie Herrn Prof. H. Schaub, Direktor am Naturhistorischen Museum, der uns zur Bergung der Grabfunde und zum Zeichnen stets Kräfte des Museumspersonals zur Verfügung stellte, wenn wir in Zeitdruck gerieten. Namentlich sei Herr R. Suter genannt, der die photographische Dokumentation übernahm.

### *Grabung Nadelberg 24*

Im Bericht über die Ausgrabung in der St. Leonhardskirche wurden eingangs die Probleme der Stadtentwicklung zu Beginn des zweiten Jahrtausends skizziert, wie sie sich neuerdings anhand der Bodenfunde stellen<sup>48</sup>. Wie dargelegt, sehe ich die Entwicklung nicht als kontinuierliche Ausbreitung ausgehend von einem Kern. Der archäologische Befund deutet viel mehr darauf hin, daß sich im Verlaufe der Zeit ein Kranz von Nebenzentren mit eigenständigem Wachstum, auch Epizentren genannt, rund um den alten Kern legte. Das Wachstum erfolgte also nicht einseitig von innen nach außen, sondern gleichzeitig auch von außen nach innen<sup>49</sup>. Den Abschluß dieser Phase der Stadtentwicklung bildete die Stadtmauer von 1200. Vieles deutet darauf hin, daß diese wahrscheinlich burgartigen Anlagen auf der Kante der linken Birsigtterrasse zu suchen sind.

<sup>48</sup> Moosbrugger-Leu R., Die Ausgrabungen in der St. Leonhardskirche zu Basel, BZ 68, 1968, 11.

<sup>49</sup> Zum Problem der Epizentren und der Stadtentwicklung bis 1200 vergleiche man auch die Untersuchungsergebnisse von E. Herzog, Die ottonische Stadt: Die Anfänge der mittelalterlichen Stadtbaukunst in Deutschland, Berlin 1964.

Die Funde im Keller der Liegenschaft Nadelberg 24 scheinen eine Bestätigung dieser Ansicht zu bringen, trotzdem die Deutung der Einzelheiten noch ganz in der Luft hängt.

### *Der romanische Steinbau*

Die genannte Liegenschaft wird zur Zeit restauriert. Bei dieser Gelegenheit sollte auch die mittlere Partie gegen die Roßhofgasse unterkellert werden. Da der Aushub durchwegs nur losen, kiesigen Einfüllschutt mit vereinzelt Scherben aus dem 15. und 16. Jahrhundert brachte, schien es sich zunächst um eine Angelegenheit bloß routinemäßiger Überwachung zu handeln. So bedeutete allein schon der Umstand, daß sich die Westwand in ihren unteren Partien als romanisches Gemäuer des 11./12. Jahrhunderts zu erkennen gab, eine Belebung der Sache. Den Anhaltspunkt für die Datierung lieferte ein kleines Törlein mit Schwelle, Wangen und rundbogigem Sturz aus kristallinem Degerfelder Sandstein. Nach Ansicht von Herrn Dr. F. Maurer wäre wegen der altertümlichen Proportionen und nach Art des Behaues eine Datierung ins 11. Jahrhundert durchaus vertretbar<sup>50</sup>. – Zu unserer Überraschung kamen südlich davon in einer Entfernung von 1,65 m die Reste eines zweiten Törleins zum Vorschein, das leider beim Bau des Kellerhalses im 17., spätestens im 18. Jahrhundert zerstört worden war. Erhalten sind die Schwelle und die nördliche Wange samt Bogenansatz (Tafel 7 oben).

Schon rein äußerlich macht dieser Baurest einen trutzigen Eindruck. Dieser Anschein trügt nicht, denn die Mauer weist die beachtliche Stärke von 65 cm auf und erinnert an die Wohntürme des 11./12. Jahrhunderts<sup>51</sup>. Eine solch massive Gebäulichkeit fiel im damaligen Stadtbild aus dem Rahmen des üblichen. Selbst für das 13. Jahrhundert sind Steinbauten in unserer Stadt noch erwähnenswerte Außerordentlichkeiten.

Leider gehen die dahinterliegenden, jüngeren Kellereinbauten derart tief, daß kaum mehr nennenswerte Spuren des romanischen

<sup>50</sup> Der eine Wangenstein weist jedoch zwei übereinander eingemeißelte I auf. Sollte es sich um ein Steinmetzzeichen handeln, wäre allerdings eher das 12. Jahrhundert in Betracht zu ziehen. So F. Maurer.

<sup>51</sup> Piper O., *Burgenkunde: Bauwesen und Geschichte der Burgen*, München (2. Auflage) 1967, 130, faßt die Entwicklung der Burg wie folgt zusammen: «Soviel scheint nach allem vorstehenden sicher zu sein, daß auch bei einer Burg im 10. Jahrhundert wir noch keineswegs ohne weiteres den Mauerbau voraussetzen dürfen, erst im 11. mag das mehr oder weniger überwiegend wahrscheinlich sein, während vom 12. ab hier kaum noch wesentliche Holzbauten vorge-

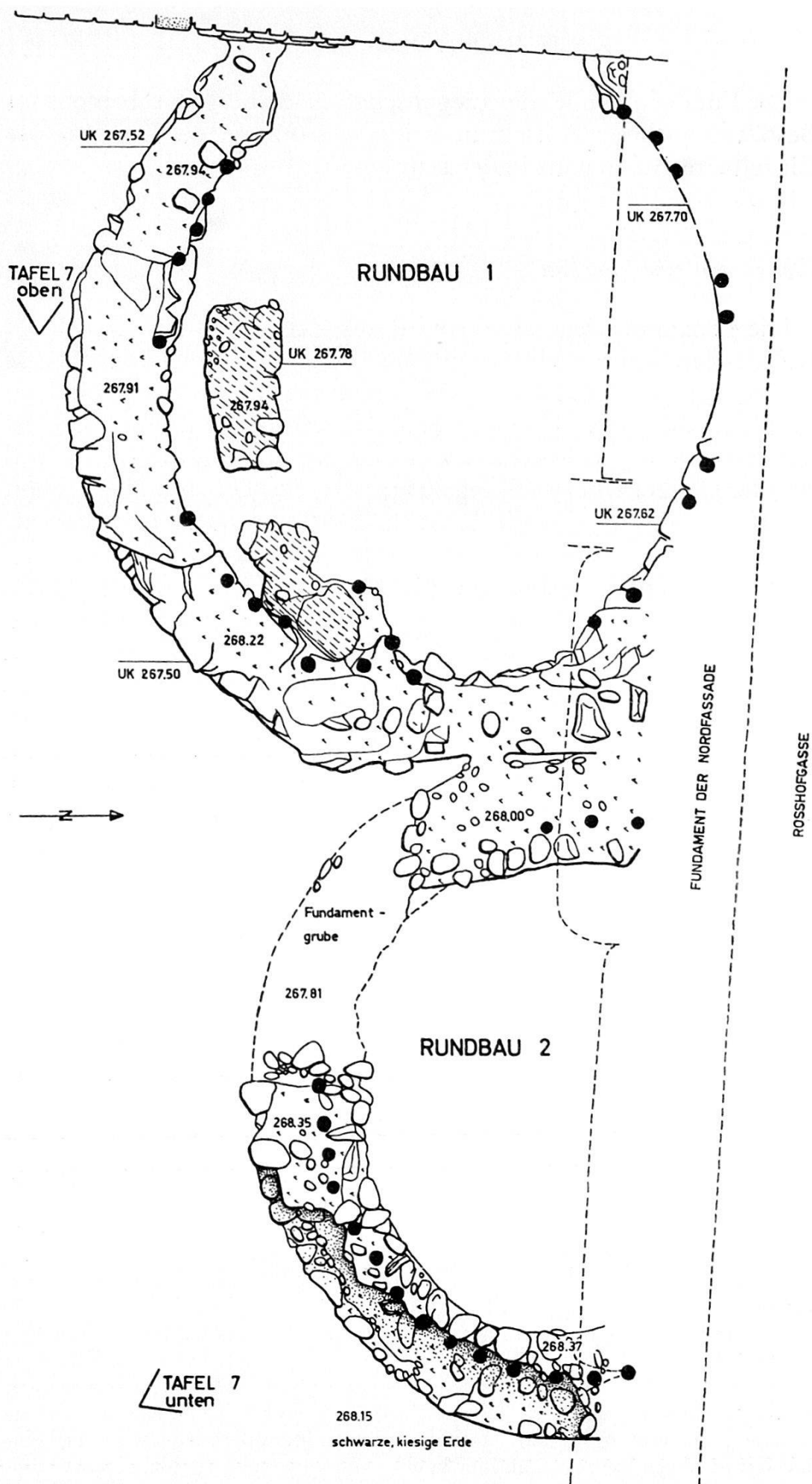


Abb. 10. Nadelberg 24: Grundplan der beiden Rundbauten. Gezeichnet von W. Geiger.  
Maßstab 1:50.

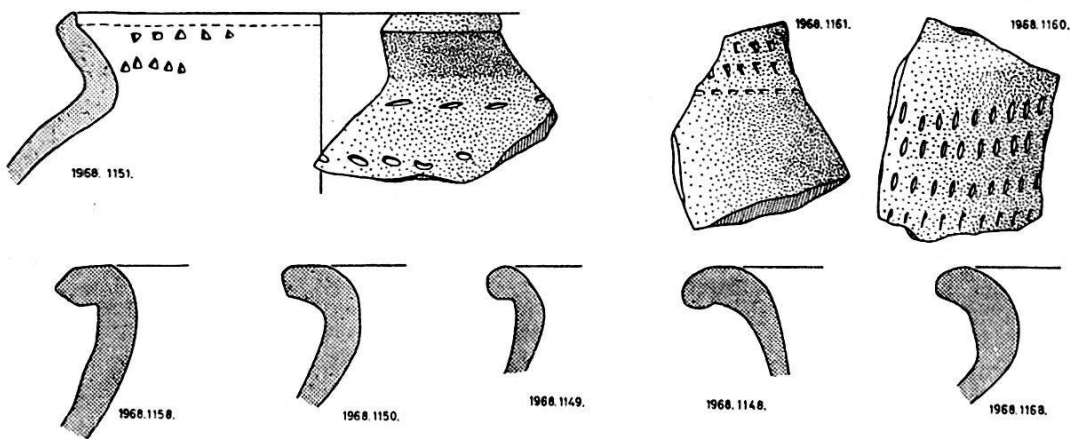


Abb. 11. Nadelberg 24: Aus den schwarzen Schichten bei den Rundbauten: ottonisch bis spätromanisch. Darunter ein Stück (HMB 1961, 1151) aus dem 8. Jahrhundert (Parallelen finden sich bei Hinz H., *Die Ausgrabungen auf der Wittenhorst in Haldern* (Kreis Rees), *Bonner Jahrbücher* 163, 1963, 382 Abb. 6. 3-15). Gezeichnet von W. Geiger. Maßstab 1:2.

Bauwerks erhalten sein dürften. Ebenso wenig kennen wir das Umgelände. Anhand der durch die Vermauerung der Türfüllung eingeschlossenen Keramik läßt sich lediglich sagen, daß diese Partie des romanischen Baues bereits im 15. Jahrhundert aufgegeben war. Nicht zuletzt dürfte das große Erdbeben von 1356 daran schuld gewesen sein, nicht weil es das Gebäude arg in Mitleidenschaft gezogen hätte – direkte Spuren finden sich keine –, sondern wegen der damit verbundenen raschen Hebung des Umgeländes. Die Einebnung des Erdbebenschuttes trug dazu bei, daß dieser Bau gleichsam im Boden versank, oder anders gesagt, daß sein Erdgeschoß zum Keller wurde.

Diese Baureste verdienen aber nicht nur wegen ihres «burgartigen» Charakters Beachtung, sondern auch wegen ihres Standortes. Sie liegen auf der linken Terrassenkante des Birsigtales, und zwar dort, wo sich diese zum Einschnitt des Spalenberges hin zu senken beginnt. Der Standort war demnach so gewählt, daß diese Gebäulichkeit gegen zwei Seiten hin durch natürlich abfallendes Gelände geschützt war. Zudem überblickte sie den Spalenberg, der wegen seines sanften Anstieges zu Beginn des 2. Jahrtausends sicher schon begangen war; denn er ist neben der Gegend des Blumenrains die einzige Stelle, wo sich die Höhe der linken Talterrasse ohne sonderliche Mühe überwinden läßt.

Befund und Situation lassen vermuten, daß wir hier dem Kern eines solchen Epizentrums, wie sie im Bericht über St. Leonhard

kommen sein dürften.» Dies schließt hingegen nicht aus (l. c. 132), daß die oberen Stockwerke oder die Nebengebäude weiterhin vorwiegend aus Holzwerk bestanden.



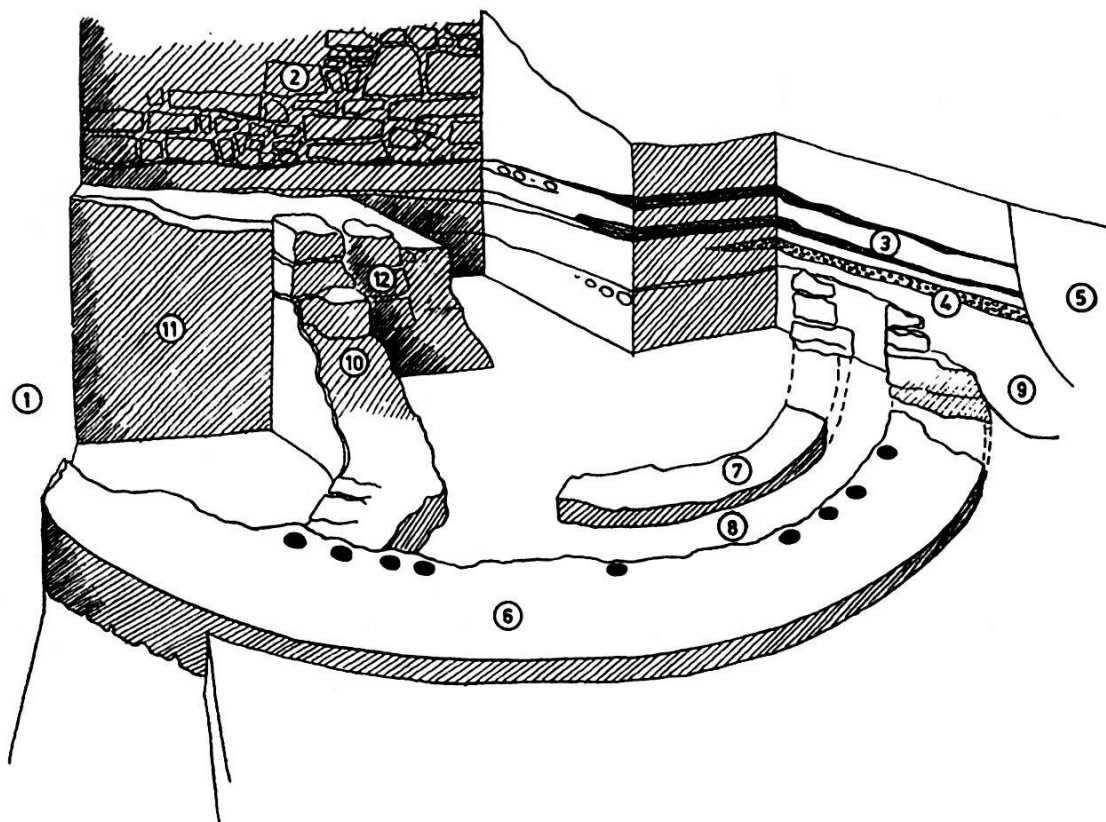


Abb. 12. Nadelberg 24: Rundbau 1: Blick gegen Nordosten. 1 = Ostwand des romanischen Gebäudes mit den beiden Rundbogentörlein; 2 = Fassadenfundament gegen die Roßhofgasse; 3 = Lehm-Brandschichten der Erdbebenzeit; 4 = Mörtelstrich; 5 = moderner Störungssack; 6 = Grundmauer des Rundbaues 1; 7 = Reste eines älteren Rundbaues; 8 = sandiges Zwischenfutter; 9 = Störungssack mit den gebrannten und verputzten Lehmbröcken; 10–12 = jüngere Mauerzüge. Gezeichnet von R. Moosbrugger-Leu.

skizziert wurden, auf der Spur sind. Dabei muß vorderhand die Frage offen bleiben, ob dieser steinerne Bau zum Schutz einer bereits bestehenden Besiedlung am oberen Spalenberg angelegt wurde, oder ob sich diese in seinem Schutz entwickelte. Wie allein schon der Name «Spalen» andeutet – er wird meist mit «Pfahl» in Zusammenhang gebracht<sup>52</sup> –, ist damit zu rechnen, daß diese Siedlung zusätzlich mit einem Pfahlhag gesichert war. Zu Beginn des 2. Jahrtausends waren solche Palisaden selbst bei eigentlichen Burganlagen noch durchaus gebräuchlich<sup>53</sup>.

Für die Ansicht, daß es sich bei der Ansiedlung am oberen Spalenberg bis zur Ummauerung von 1200 um ein eigenständiges Epizentrum handelte, sprechen nicht nur die Bodenfunde, sondern

<sup>52</sup> Bernoulli A., Basels Mauern und Stadterweiterungen im Mittelalter, BZ 16, 1917, 67. Berger L., Die Ausgrabungen am Petersberg in Basel: Ein Beitrag zur Frühgeschichte Basels, Basel 1963, 95 Anm. 230.

<sup>53</sup> Piper O. (vergleiche Anm. 51), 1967, 119ff.

scheinen auch schriftliche Zeugnisse und Hausnamen Anhaltspunkte zu liefern. So wurde z. B. erst anno 1230 durch die Verordnung des Bischofs Heinrich von Thun das Gebiet des Spalenbergs unter die Pfarreien St. Peter und St. Leonhard aufgeteilt<sup>54</sup>. Wäre diese Besiedlung aus der Talstadt herausgewachsen – gleichgültig von welcher Seite aus –, so dürfte die Zugehörigkeit zur einen oder andern Pfarrei wohl schon von Anfang an gegeben gewesen sein. Sodann finden sich am untern Spalenberg verschiedentlich Liegenschaften mit dem Namen «Allmend»<sup>55</sup>. Dies deutet darauf hin, daß hier noch längere Zeit eine Zone freier Allmend gelegen haben muß. Im Gegensatz zu A. Bernoulli sehe ich sie nicht einfach außerhalb der Stadt liegend, sondern eingeeengt zwischen der Talstadt und der Ansiedlung am oberen Spalenberg, eine für eine Allmend nicht gerade übliche Situation. Es wäre deshalb denkbar, daß wegen dieser Eigenheit die ursprünglich allgemeine Benennung hier den Charakter eines Flurnamens annahm und darum bei der späteren Überbauung zur Benennung der Häuser reizte<sup>56</sup>.

### *Die beiden Rundbauten*

Zu unserer großen Überraschung kamen unmittelbar östlich vor dieser romanischen Mauer mit den beiden Törlein noch die Fundamente zweier Rundbauten zum Vorschein. Wie der beigegebene Plan (Abb. 10, 12 und Tafel 6) zeigt, umklammert das Fundament von Rundbau 1 Reste eines Vorgängers, auf dem Plan schraffiert markiert. Leider war bei beiden Rundbauten vom zugehörigen Boden nichts erhalten geblieben, da hier die jüngeren Störungen allenthalben sehr tief hinabgreifen. Die schwärzlich humöse Schicht, die von innen wie von außen her an die Grundmauer von Rundbau 2 heranlief und ganz vereinzelt Scherben mit romanischen Randprofilen brachte (Abb. 11), möchte ich nicht als das zugehörige Bodenniveau bezeichnen, da sie auch über die ausgebrochene Fundamentgrube hinwegzog. Auch im Innern von Rundbau 1 fanden sich stellenweise noch Reste dieser schwarz humösen Schicht. Im Störungsbereich der jüngeren Einbauten (Abb. 12.11) griff sie sogar noch tie-

<sup>54</sup> Fechter D. A., Basel im vierzehnten Jahrhundert: Geschichtliche Darstellungen zur fünften Säcularfeier des Erdbebens am S. Lucastage 1356, Basel 1856, 98.

<sup>55</sup> Bernoulli A. (vergleiche Anm. 52), 1917, 62.

<sup>56</sup> Sicher war dies nicht die einzige Stelle, wo unmittelbar vor den Häusern der Stadt Allmend lag. Um hier klarer zu sehen, müßte untersucht werden, ob in Basel auch noch anderwärts Häusernamen mit «Allmend» in Erscheinung treten.

fer als die Fundamentsohle von Rundbau 1. Bei der schwarz humösen Schicht handelt es sich ganz offensichtlich um Spuren der Benützungszeit des romanischen Steinbaues; demnach möchte man annehmen, daß diese Rundbauten älter sind. Zum ähnlichen Ergebnis führt auch die Betrachtung der Berührungsstelle von Rundbau 1 mit dem Fundament des romanischen Baues. Es sah so aus, als sei dort das Fundament vom Rundbau sorgfältig ausgebrochen worden, doch kann es sich auch um einen Anbau handeln. Auf jeden Fall sind die beiden Grundmauern nicht in einem Arbeitsgang entstanden; denn keine bindet in die andere ein. Trotzdem direkte Schichtanschlüsse fehlten, die Antwort auf die Frage nach der zeitlichen Stellung von Rundbau 1 zum romanischen Gebäude hätten geben können, und auch der Maueranstoß keinen sichern Aufschluß brachte, möchte ich annehmen, daß beide zum selben Gebäudekomplex gehörten. Zum Datierungsproblem kann lediglich ergänzend bemerkt werden, daß wenigstens an einer Stelle Schichten des 14. Jahrhunderts intakt über Rundbau 1 hinwegzogen, wodurch ein terminus ante gegeben ist.

Bei den *Siedlungsspuren des 14. Jahrhunderts* handelt es sich um einen Mörtelstrich mit überlagernden Lehm-Brandschichten (Abb. 12.4,3), die sich anhand der Keramik der Erdbebenzeit zuordnen lassen. Nach den wenigen Anschlußstellen zu urteilen, gehören auch die Mauereinbauten in der Nordwestecke dieser Zeit an (Abb. 12.10–12). Mauer 10 steht mit Mauer 11 im Verband, beide stoßen an die älteren Mauerzüge 1 und 6 an. Der Oberbau von Rundbau 1 muß damals in diesem Bereich noch erhalten gewesen sein, denn Mauer 10 rechnet offensichtlich noch damit. Auf der andern Seite verkleidet der Verputz von Mauer 11 die Stoßfuge bei Mauer 1. Dieser kellerartige Raum war mit Bauschutt des 15. und 16. Jahrhunderts gefüllt.

Eine sichere Deutung der beiden Rundbauten ist vorderhand nicht möglich, einmal, weil sich keine überzeugenden Parallelen finden ließen, zum andern, weil wegen der arg verwischten Spuren keine direkten Anhaltspunkte vorliegen, auf die abgestellt werden könnte. Was im folgenden ausgebreitet wird, ist darum lediglich ein Spiel mit verschiedenen Möglichkeiten, wobei wir zunächst das Problem so angehen, als handle es sich bei diesen Rundbauten um eigenständige Anlagen, die älter seien als der romanische Steinbau.

Dieser Betrachtung darf die Bemerkung vorausgeschickt werden, daß Rundbauten zu Beginn des 2. Jahrtausends durchaus keine Seltenheit gewesen sind. W. Meyer macht uns auf die Ruine von Rantiel<sup>57</sup> aufmerksam und auf einen Neufund in Hamburg. Beim ersteren

<sup>57</sup> Poeschel E., *Das Burgenbuch von Graubünden*, Zürich 1930, 207. Über die zeitliche Stellung dieser Anlage sagt Poeschel nichts aus. Derselbe auch in *KDM Graubünden* 3, 1940, 190.

handelt es sich um einen zweistöckigen Steinbau von 4,5 m Durchmesser, dessen oberes Stockwerk eine Feuerstelle besaß. Es wurde schon die Vermutung geäußert, es handle sich um den Meiersitz des Klosters Cazis. Die beiden Rundbauten am Nadelberg halten sich mit 3 und 4 m in vergleichbarer Größe. – Beim Rundbau von Hamburg<sup>58</sup> handelt es sich um ein Bauwerk von 11 m Innendurchmesser. Die außerordentlich massiven Grundmauern deuten auf einen burgartigen Herrnsitz hin. Nach Ansicht des Ausgräbers ist es der Sitz des Hamburger Bischofs aus dem 11. Jahrhundert, den bewegten Zeiten der Slaweneinfälle. Gerade bei Burganlagen des 11. und 12. Jahrhunderts finden sich Rundbauten besonders häufig.

Berücksichtigt man, daß es sich in Hamburg um den Sitz eines Stadtherren handelte, bei Rantiel um den vermutlichen eines Klostermeiers, so geraten die Rundbauten vom Nadelberg in die richtigen Proportionen, doch nur vorausgesetzt, daß man sie als eigenständige Wohnbauten sehen will. Mit zu berücksichtigen wäre noch, daß die Rundbauten vom Nadelberg wahrscheinlich einen leichteren Oberbau besaßen als die genannten Vergleichsbeispiele.

Demgegenüber neige ich eher zur Ansicht, daß es sich bei den beiden Rundbauten um Nebengebäude zum romanischen Steinbau handelte, nicht zuletzt wegen ihrer Bauweise.

In den Fundamenten der beiden Rundbauten fanden sich parallel zur innern Schale in mittleren Abständen von 20 cm die Löcher von Pfählen, deren Spitzen bis in den gewachsenen Boden hinabgetrieben waren (Tafel 7 unten). Die Bauweise von Rundbau 2 macht den gekonnteren Eindruck: die Löcher folgen sich in regelmäßigen Abständen und in einem sauberen Kranz hinter dem Steinmantel der innern Schale. Bei Rundbau 1 liegen die Löcher direkt an der Innenwand und zudem in unregelmäßigen Abständen<sup>59</sup>. Ich möchte an-

<sup>58</sup> Bohnensack D., Das Fundament eines steinernen Rundturmes des 11. Jahrhunderts in der Hamburger Altstadt, Beihefte der Bonner Jahrbücher 27, 1967, 1. Seite 4 fügt er einschränkend bei: «Mittelbare Verbindung zu den späteren, festungsartigen Rundkirchen auf Seeland oder Bornholm sollten freilich nicht außer acht gelassen werden.» Eine dieser anvisierten Rundkirchen wäre die Burgkapelle von Teschen (Polen). Sie stammt aus dem 11. Jahrhundert und hat einen Durchmesser von 6 m. Dazu Z. Swiechowski, Die mittelalterliche Bauforschung in Polen, Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 10, 1956, Abb. 106e. So berechtigt dieser einschränkende Hinweis beim Fundobjekt zu Hamburg ist, so unnötig wäre es, ihn beim Fund vom Nadelberg anzubringen. Allein schon durch die Vergesellschaftung zweier solcher Bauten scheiden Vermutungen in dieser Richtung aus.

<sup>59</sup> Bohnensack D. (vergleiche Anm. 58), 1967, 4, dazu Tafel 1.1, erwähnt im Fundament des Hamburger Rundbaues «zwei fragliche Pfostenlöcher an der Innenschale», die er jedoch als mögliche Spuren zu Ständern eines umlaufenden Wehrganges deutet. – Die Beschreibung, die Z. Swiechowski (vergleiche



nehmen, daß es sich bei diesen Rundhölzern nicht um eine Art «Armierung» des Mauerwerkes gehandelt hat; denn dieses erwies sich beim Abbruch als außerordentlich hart und zäh, so daß das Einstecken von Pfählen eher eine Schwächung als eine Festigung gebracht hätte. Ich möchte vermuten, daß es sich beim aufgehenden Teil der Rundbauten um eine bisher unbekannt oder unerkannt gebliebene Art von Riegelbau handelte, bei dem das Rutengeflecht nicht zwischen Balken eingespannt, sondern gleich einem großen Korb hochgeführt war. Lehmwerk mit eindeutigen Rutenabdrücken fand sich zwar keines, hingegen enthielt die im Zwickel zwischen den beiden Rundbauten liegende Grube (Abb. 12.9) zahlreiche leicht gebrannte Lehmbrocken, welche stark mit Kieselsteinen durchsetzt waren und von denen einige saubere, glatten Wandverputz aufwiesen<sup>60</sup>. So wie ich die Rundbauten vom Nadelberg sehe, ragten die Pfähle – im Mittel 6–7 cm stark – aus dem gemauerten Fundamentsockel heraus; wahrscheinlich waren sie zur Querverfestigung zumindest stellenweise mit Ruten umwunden. Dieses korbartige Holzgerüst bildete das Grundgerippe zum Hochführen der eigentlichen Lehmwand, die dann außen durch gelegten Brand verfestigt wurde. Ein Gebäude von dieser Machart weist sicherlich lange nicht die Festigkeit eines Steinbaues auf, besitzt dafür aber eine bessere Wanddurchlüftung und kennt darum keine Wandfeuchtigkeit. Es würde sich somit für die Speicherung von Getreide bestens eignen und hätte gegenüber einem Holzspeicher den Vorteil der Feuersicherheit. Obgleich ich keine Parallelen namhaft machen kann und keine sicheren Anhaltspunkte

Anm. 58), 1956, 82, vom Rundbau gibt, der bei den Grabungen in der Kathedrale von Posen freigelegt wurde, gibt nur ein höchst unklares Bild: «Bei diesen Relikten scheint es sich ohne Ausnahme um Spuren von sakralen Gebäuden zu handeln. Zum ältesten Bestand gehört der Bau eines runden Beckens von etwa 4 m Durchmesser, gemauert mit Kalkmörtel. Dieses Bassin wurde von einem auf Holzpfosten ruhenden Dach überdeckt; die Pfostenlöcher sind erhalten geblieben. Zweifellos konnte es sich hier nur um eine riesige Piscine... handeln.» Nach den Abbildungen (leider unnummeriert), die sich bei Kępiński Z. und Józefowiczówna K., Grobowiec Mieszka Pierwszego i najstarsze budowle Poznańskiego Grodu, *Przegląd Zachodni Posen* 5/6, 1952, 370, finden, handelt es sich um das Fragment eines runden Mörtelbodens mit zentralem Pfostenloch, außen drei Pfostenlöcher auf einer Geraden, die zu einem quadratischen Umbau ergänzt werden. Der Bau liegt unmittelbar hinter den Mauerresten, die als Kirche gedeutet werden. Diese weisen die erstaunliche Stärke von 2 m auf! Die Deutung als Taufpiscine scheint mir anhand des Befundes – so wie er sich aus den Abbildungen ablesen läßt – sehr gewagt: Lage hinter dem Chor, keinerlei Spuren von aufgehenden Bassinwänden.

<sup>60</sup> Sämtliche Lehmbrocken waren leicht gebrannt. Hingegen wies der Verputz selber keine Spuren von Brandeinwirkung auf. Mit andern Worten, die Wand muß vor Anbringung des Verputzes gebrannt worden sein.

über die Beschaffenheit des Oberbaues besitze, möchte ich die beiden Rundbauten als Getreidespeicher deuten, wahrscheinlich zum romanischen Gebäudekomplex gehörig. Ich lasse mich jedoch gerne korrigieren.

### *Der Galgenhügel*

Längs des Trassees der Verbindungsbahn werden zur Zeit die Kunstbauten zur kommenden Autobahn ausgeführt. Dazu gehört auch die Neuerstellung der Brücke für die Gellertstraße, was verschiedene Geländeänderungen im Bereich des Galgenhügels mit sich brachte.

*Befund:* Als die Bauarbeiter auf die ersten menschlichen Gebeine stießen, überließen sie das Feld gerne dem Archäologen. Zum Vorschein kam ein Depot von mindestens vier Schädeln. Darunter lagen die Knochen eines Oberkörpers ohne die Gliedmaßen. Die Henkersknechte waren ganz offensichtlich mit den sterblichen Resten der Armsünder nicht sonderlich sorgsam umgegangen.

Als dann in unmittelbarer Nähe ein massives Gemäuer angeschnitten wurde, das gegen Südosten hin in ein apsidenartiges Rund einlief, wurde für einen Augenblick die Hoffnung wach, es könnte sich um die Reste der ehemaligen «Capellen bim crützstein vor St. Alban» handeln<sup>61</sup>. Als aber die Mauer auch auf der andern Seite in ein Rund einzubiegen begann, stand fest, daß es sich lediglich um das Podium des ehemaligen Galgens handelte (Tafel 8 links). Er findet sich auf der Landkarte des M. Jacob Meyer von 1657 eingezeichnet (Tafel 8 rechts). Wie die Darstellung zeigt, muß es sich um eine sehr leistungsfähige Anlage gehandelt haben. Wenn nicht alles täuscht, hätten hier nötigenfalls mindestens sechs Sünder in einem Gang gerichtet werden können. Das hohe Podium machte, daß auch der hinterste Gaffer zu seiner Sensation kam. Die kommenden Bauvorhaben werden noch Gelegenheit bieten, die Anlage vollständig zu untersuchen.

*Die Bannmeile:* Der Galgen wurde in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts vom Lysbüchel an diese Stelle verlegt, nicht gerade zur Freude der Mönche von St. Alban<sup>62</sup>.

<sup>61</sup> Fechter D. A., Basel im vierzehnten Jahrhundert: Geschichtliche Darstellungen zur fünften Säcularfeier des Erdbebens am S. Lucastage 1356, Basel 1856, 145 Anm. 1.

<sup>62</sup> Urkundenbuch der Stadt Basel 4, 1899, 244: Nummer 268 (anno 1362. 1367). Die Verlegung erfolgte aber schon früher, so R. Wackernagel, Geschichte der Stadt Basel 2<sup>1</sup>, 1911, 341.

Damit stellt sich das Problem der Bannmeile, denn nach damaligem Brauch wurden solche Richtstätten stets an die Banngrenze verlegt<sup>63</sup>.

In dieses Problem hinein spielen die sogenannten Kreuzsteine; es handelt sich dabei um eine Art Grenzsteine, die – wie der Name besagt – ein Kreuz eingemeißelt trugen. Sie markierten nicht eine Besitzgrenze, sondern eine Grenze der Rechtshoheit, eben die sogenannte Bannmeile. Die bisher zu diesem Thema erschienenen Aufsätze vermögen nicht zu überzeugen, und zwar deshalb, weil sie die historische und archäologische Bestandesaufnahme jeweils nur summarisch behandeln, um möglichst rasch zur Erörterung der Rechtsfrage zu kommen. Auf das Wort selber bezogen: Man beschäftigt sich stets einseitig mit dem «Bann», nicht mit dem Distanzmaß «Meile». Eine eingehende Betrachtung dieses Themas durch einen Rechtshistoriker wäre fällig.

Ich erlaube mir kurz zu umreißen, warum ich die «Meile» für das eigentliche Grundproblem halte. Meine Betrachtung geht von der Situation «Galgenhügel» aus. Diese trägt nämlich einen Widerspruch in sich. Wie erwähnt, liegen solche Richtstätten stets an der Bannmeilengrenze. Jene sieht man aber unten bei St. Jakob beim sogenannten Senkilstein<sup>64</sup>. Der Galgenhügel läge demnach mitten in der Bannzone, halbwegs zwischen dem St. Albantor und besagtem Senkilstein; dies entspricht aber nicht der allgemeinen Vorstellung von der Lage einer solchen Richtstätte. Diesem Widerspruch wurde bisher keine besondere Beachtung geschenkt.

Hingegen wurde schon von D.A. Fechter erkannt, daß zwei solche Kreise sich um die Stadt legen<sup>65</sup>, er schrieb 1856: «Der eine dieser Kreise, der kleinere, ist durch die Kreuzsteine bezeichnet, der zweite ist die Bannmeile.» In der Zwischenzeit sind solche Kreuzsteine gefunden worden, mit ihnen befaßte sich M. Strübin<sup>66</sup>. Er faßt zusammen: «Die beiden Kreuzsteingruppen A (die äußere) und B (die innere) sprechen deutlich von den beiden in der Hand des Bischofs von Basel vereinigten Rechtssphären.» Beide Autoren suchten die Erklärung für das Vorhandensein zweier Kreise in der Sphäre des Rechts. Eine historische Gegebenheit bleibt damit unberücksichtigt, nämlich das Wachstum der Stadt. Damit kommen wir zur eigent-

<sup>63</sup> Heitz A., Grenzen und Grenzzeichen der Kantone Baselstadt und Baselland, Liestal 1964, 22.

<sup>64</sup> Strübin M., Die Kreuzsteine im alten Basel, Basel 1947.

<sup>65</sup> Fechter D. A. (vergleiche Anm. 61), 1856, 144. Herr cand. phil. H. Kälin machte mich freundlicherweise darauf aufmerksam, daß schon P. Ochs, Geschichte der Stadt und Landschaft Basel, 3, 1792, 570, zwei Rechtshorizonte unterscheidet.

<sup>66</sup> Strübin M. (vergleiche Anm. 64), 1947, 20.

lichen Frage, die wir wohl stellen können, die zu behandeln aber Sache der Rechtswissenschaft ist. Meine Frage wäre die, ob das Vorhandensein zweier Kreuzsteinzonen nicht vom Wachstum der Stadt her seine Erklärung finden könnte, in der Art, daß der innere Horizont sich auf die Stadtmauer von 1200 oder auf einen noch älteren Bestand bezieht, der äußere hingegen auf die Stadtmauer des 14. Jahrhunderts, wie übrigens bereits R. Wackernagel erkannte<sup>67</sup>. Daß sich in dieser Zeitspanne auch das Recht gewandelt hat, wäre dann von sekundärer Bedeutung.

Ich möchte das Problem kurz an zwei Beispielen skizzieren. Wie bereits gesagt, die Verlegung der Richtstätte vom Lysbüchel in den Gellert erfolgte in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, wann genau läßt sich nicht mehr ausmachen, sicher aber vor Vollendung der äußeren Stadtmauer. Entsprechend nimmt die erwähnte Urkunde mehrfach Bezug auf das Kunostor der Stadtmauer von 1200. Die Distanz vom Kunostor zum Galgenhügel beträgt 1,7 km. Ehedem muß im Gellert draußen ein Kreuzstein gestanden haben, denn zwischen 1356 und 1419 wird er mehrfach in Urkunden zur Lokalisierung von Grundstücken genannt<sup>68</sup>.

Auf der andern Seite wurde 1929 unten bei St. Jakob beim Bau der Bahnlinie ein solcher Kreuzstein gefunden<sup>69</sup>. Die Fundstelle liegt – soweit sich das anhand der ungenauen Angaben abschätzen läßt – 1,6 bis 1,8 km vor dem St. Albantor, dem entsprechenden Tor der jüngeren Stadtmauer. Es sieht demnach so aus, als habe sich die Bannmeile mit der Stadterweiterung hinausgeschoben. Durch diese jüngere Verschiebung der Bannmeile geriet der Galgenhügel gleichsam in eine falsche Umgebung.

Begeben wir uns auf die andere Seite der Stadt. Der Kreuzstein am Weg gegen Kleinhüningen hin taucht in Urkunden dreimal auf. Das erste Mal 1388 bei einem Rechtsstreit<sup>70</sup>, wobei vor allem seine Lage in bezug auf den Lauf der Wiese interessiert: «... als die alt Wyse

<sup>67</sup> Wackernagel R. (vergleiche Anm. 62), 1, 1907, 72. Ich verdanke diesen Hinweis Herrn H. Kälin. Die Verschiebung, die im 14. Jahrhundert stattgefunden haben muß, findet in der Fünfer-Ordnung von 1360 ihren Niederschlag. Hierüber P. Ochs (vergleiche Anm. 65), 3, 1819, 571: «Die Ausdrücke innert den Kreutzen, und innert den Marksteinen, das ist Zwing und Bann, sollten auch gleichbedeutend seyn, da in der Fünfer-Ordnung von 1360, die Worte innert den Kreutzen durch die Worte in Zwing und Bann ersetzt werden... und doch, im Jahr 1422 klagten die Basler den Markgrafen an, daß er die hohen Gerichte bis an die Kreutzsteine, anstatt der Marksteine der Kleinen Stadt ausgedehnt habe.»

<sup>68</sup> Fechter D. A. (vergleiche Anm. 61), 1856, 145 Anm. 1.

<sup>69</sup> Strübin M. will in ihm den Senkilstein sehen, der einst bei St. Jakob stand.

<sup>70</sup> Urkundenbuch der Stadt Basel 5, 1900, 108: Nummer 101 (anno 1388).



gienge und iren fürcht hatte. . . und gan söllent har in uncz an der von Basel crúczstein.» Zunächst ist von einem alten, offensichtlich nicht mehr existierenden Wieselauf die Rede; sodann wird aber auch deutlich, daß der Kreuzstein näher stadtwärts stand.

Ähnliches schimmert im Schiedspruch von 1422 durch<sup>71</sup>.

Genauer wird der Standort faßbar in der dritten Urkunde<sup>72</sup>, wo ein Rebacker lokalisiert wird mit: «. . . ,zen klüben' stoßet heruf zem krützli.» Demnach muß dieser Kreuzstein in der Nähe des Schlosses Klybeck gesucht werden in der Entfernung eines Rebackers<sup>73</sup>. Klybeck liegt aber wieder 1,6 bis 1,7 km vor der Stadt, je nachdem man von Kleinbasel oder vom St. Johannschwibbogen aus mißt.

Glückliche Umstände wollten auch hier wieder, daß 1900 bei der Wiesenbrücke ein solcher Kreuzstein gefunden wurde. Vom St. Johannotor, dem untersten Tor der jüngeren Stadtmauer aus, sind es wieder 1,7 km<sup>74</sup>. Ist es ein Zufall, daß die Distanzen sich stets zwischen 1,6 und 1,8 km bewegen? Beginnt hier nicht die «Meile» durchzuschimmern, die bisher nur am Rande in die Diskussionen einbezogen wurde oder gänzlich außer Betracht fiel? Leider suchen wir bei H. Mulsow vergeblich nach genaueren Maßangaben<sup>75</sup>. Unsere Betrachtung mündet in die Frage aus: Handelt es sich, wie Ochs,

<sup>71</sup> Urkundenbuch der Stadt Basel 6, 1902, 128: Urkunde 149 (anno 1422). Vergleiche Anm. 67.

<sup>72</sup> Fechter D. A. (vergleiche Anm. 61), 1856, 145 Anm. 6.

<sup>73</sup> Ich komme damit gerade zur gegenteiligen Ansicht wie M. Strübin, der daraus folgert, der Stein habe am Wiesenbord gestanden. Der archäologische Befund gibt ihm nur scheinbar recht.

<sup>74</sup> Ein dritter Stein wurde im Hirzbrunnen gefunden. Nach den dürftigen Angaben liegt er ebenfalls wieder in der kritischen Entfernung von 1,6 und 1,8 km vor dem Riehentor. Da in dieser Richtung kein Wachstum der Stadt erfolgte, ist hier auch nicht mit einer zweiten Zone zu rechnen. Herr Kälin macht mich darauf aufmerksam, daß schon R. Wackernagel (vergleiche Anm. 62) 2<sup>1</sup>, 1911, 267 für die Kleinbasler Kreuzsteine die Distanz von 1700 m ( $\frac{1}{3}$  Wegstunde) erkannt hat.

Der vierte Stein kam 1900 aus den Händen der drei Ehrengesellschaften Kleinbasels ans Historische Museum, was ich für einen äußerst bemerkenswerten Begleitumstand erachte. Zu seinem Standort führt Stohler H., Die Basler Grenze, im Neujahrsblatt 142, 1964, 40 aus: «. . . an der Grenzacherstraße bei der ehemaligen Fähre, d. h. dort, wo sich heute das Kraftwerk befindet.» Nach seiner Abbildung 20 muß er aber weiter rheinabwärts, ungefähr auf der Höhe des Rankhofes, gestanden haben, d. h. ein gutes Stück unterhalb des Schneiderhofes, wie sich deutlich ablesen läßt. Auch dieser Stein wäre somit 1,6 bis 1,8 km vor dem Riehentor gelegen, wiederum verbunden mit dem Flurnamen «Galgenfeld».

<sup>75</sup> Mulsow H., Maß und Gewicht der Stadt Basel bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, Dissertation Freiburg i. Br. 1910.

Fechter und Strübin annehmen, um verschiedene Rechtszonen oder um die gleiche Rechtssphäre, die sich im Verlauf der Zeit verschoben und gewandelt hat?

Der Kantonsarchäologe: *R. Moosbrugger-Leu*

Durch die Kommission für Bodenfunde genehmigt am 11. August 1969.

Der Präsident: *Alfred R. Weber*